

Soziologie

Aus dem Inhalt

- Arno Bammé:
Die Aktualität frühmoderner Soziologen
- Bianca Prietl, Ursula Rami:
Soziologie auf Distanz studieren
- Jo Reichertz:
Die coronabedingte Krise der qualitativen Sozialforschung
- Birgit Blättel-Mink, Paula-Irene Villa Braslavsky
Wechsel des DGS-Vorsitzes. Briefe zum Abschied und zur Begrüßung

SOZIOLOGIE

FORUM

DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Heft 3 • 2021

Herausgeber im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Dirk Baecker (verantwortlich im Sinne des Presserechts)

Redaktion: Prof. Dr. Sylke Nissen und Dipl. Pol. Karin Lange, Universität Leipzig, Institut für Soziologie, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig, Tel.: 0341/97 35 648,
E-Mail: soz-red@sozio.uni-leipzig.de (Redaktion) oder dirk.baecker@uni-wh.de (Dirk Baecker)

Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Paula-Irene Villa Braslavsky, Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Soziologie, Konradstraße 6, D-80801 München
E-Mail: paula.villa@lmu.de, Tel.: 089/2180 2441

Geschäftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Dr. Sonja Schnitzler (Leitung), DGS c/o Kulturwissenschaftliches Institut Essen, Goethestraße 31, D-45128 Essen, E-Mail: sonja.schnitzler@kwi-nrw.de,
Tel.: 0201/1838 138, Fax: 0201/1838 232

Schatzmeisterin der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

PD Dr. Heike Delitz, Universität Bamberg, Fakultät Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, Feldkirchenstraße 21, D-96052 Bamberg
E-Mail: heike.delitz@uni-bamberg.de

Aufnahmeanträge für die DGS-Mitgliedschaft und weitere Informationen unter www.sozioologie.de

Die Zeitschrift *Soziologie* erscheint viermal im Jahr zu Beginn eines Quartals.

Redaktionsschluss ist jeweils sechs Wochen vorher. Für Mitglieder der DGS ist der Bezug der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Beiträge in der SOZIOLOGIE werden über EBSCOhost Information Services sowie in den Bibliographien von De Gruyter: IBZ und IBR erfasst.

Campus Verlag GmbH, Kurfürstenstraße 49, D-60486 Frankfurt am Main, www.campus.de

Geschäftsführung: Marianne Rübemann

Programmleitung: Dr. Judith Wilke-Primavesi

Anzeigenbetreuung: Claudia Klinger, Julius Beltz GmbH & Co. KG, Postfach 100154, D-69441 Weinheim, Tel.: 06201/6007-386, E-Mail: anzeigen@beltz.de

Fragen zum Abonnement und Einzelheftbestellungen: Beltz Medien-Service, Postfach 100565, D-69445 Weinheim, Tel.: 06201/6007-330, E-Mail: medienservice@beltz.de

Bezugsmöglichkeiten für Nichtmitglieder der DGS:

Jahresabonnement privat 78 €, Studierende / Emeriti 35 €

Jahresabonnement Bibliotheken / Institutionen 118 € print / 177 € digital (nach FTE-Staffel)

Alle Preise zuzüglich Versandkosten. Alle Preise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Kündigungen des Abonnements müssen spätestens sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums schriftlich mit Nennung der Kundennummer erfolgen.

© Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2021

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-Rom und allen anderen elektronischen Datenträgern.

Druck: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe sind ein klimaneutrales Unternehmen.

ISSN 0340-918X

Inhalt

Editorial	265
-----------------	-----

Identität und Interdisziplinarität

Arno Bammé

Die Aktualität frühmoderner Soziologen	267
--	-----

Forschen, Lehren, Lernen

Bianca Prietl, Ursula Rami

Soziologie auf Distanz studieren	295
--	-----

Jo Reichertz

Die coronabedingte Krise der qualitativen Sozialforschung	313
--	-----

DGS-Nachrichten

Birgit Blättel-Mink, Paula-Irene Villa Braslavsky

Wechsel des DGS-Vorsitzes

Briefe zum Abschied und zur Begrüßung	336
---	-----

Vorstand der DGS 2021 bis 2023	341
--------------------------------------	-----

DGS-Empfehlungen für eine ökologisch nachhaltige Soziologie	343
---	-----

Stellungnahme zur geplanten Änderung der

Lehramtszugangsverordnung in Nordrhein-Westfalen	344
--	-----

Veränderungen in der Mitgliedschaft	347
---	-----

Berichte aus den Sektionen und Arbeitsgruppen

<i>Sektion</i> Medizin- und Gesundheitssoziologie	349
---	-----

Arbeitskreis Quantitative Religionsforschung zu

Migration und Religion	352
------------------------------	-----

Nachrichten aus der Soziologie

Tanja Bogusz	
Un homme pluriel – Wolf Lepenies zum 80. Geburtstag	355
Harald Homann	
Der zugewandte Blick – Johannes Weiß zum 80. Geburtstag	362
Hermann Pfütze	
Zum 100. Geburtstag von Dieter Claessens	367
Gisela Trommsdorff	
In memoriam Günter Endruweit	373
Hans-Peter Blossfeld	
In memoriam Götz Raimund Rohwer	377
Habilitationen	382
Call for Papers	383
Conspiracy Theories and Leftwing Populism • Die Euro- päische Union und ihre Grenzen • Aufgaben historischer Soziologie	
Tagungen	389
Rechtsextremismus als Herausforderung für die Sozio- logie • Public(s) in Global Politics	
Autorinnen und Autoren	392
Abstracts	394

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

im Nachhinein verblüfft, wie sehr das Gefühl zu Beginn der Corona-Pandemie im März 2020 getäuscht hat, nun habe man endlich Zeit für zu lange liegen gebliebene Arbeiten. Nicht nur die Mütter und Väter unter uns wurden durch den Bedarf an Home Schooling ihrer Kinder schnell eines Besseren belehrt. Auch die Sorge um die Kranken, der Strom täglich neuer Nachrichten zu exponentiellen Entwicklungen, die Ungewissheit über den Charakter des Virus, seine Verbreitungswege und seine Wirkung auf das Immunsystem unserer Körper hielten uns in Atem. Ich fürchte, dass weder unsere Hobbies noch unsere Forschung von der verordneten Zeit der Kontaktarmut profitieren konnten. Überraschend schnell haben wir uns an das Format der Videokonferenz gewöhnt, um nicht nur den Lehrbetrieb, sondern auch den Gremienbetrieb aufrechtzuerhalten. Und auf kleinen und großen Tagungen die Chatfunktion zu entdecken und passende und unpassende Kommentare zu Vorträgen und Diskussion austauschen zu können, hatte auch seine vergnügliche Seite.

Ich erinnere an diese nun zu Ende gehende Zeit aus zwei Gründen. Erstens waren diese Monate eine gute Gelegenheit, auch in einem Fach, das es gewohnt ist, sich mit den kaum sichtbaren, aber tragenden Selbstverständlichkeiten des Alltags zu beschäftigen, einmal die eigenen Voraussetzungen in den Blick zu nehmen. Jo Reichertz beschäftigt sich im vorliegenden Heft eindringlich mit der Frage, wieviel physischer Kontakt zwischen Forschung und Gegenstand für einen bestimmten Typ soziologischer Forschung so unumgänglich ist, dass ganze Bereiche sozialen Handelns für die Forschung unsichtbar werden, wenn dieser physische Kontakt nicht gewährleistet ist. Und Bianca Prietl und Ursula Rami stellen fest, dass die physische Einbettung in Formen der Präsenz nahezu unverzichtbar ist, um sich im Austausch unter den Studierenden mit der Frage zu beschäftigen, was es heißt, Soziologie zu lernen. Am eigenen Leibe und unter den Blicken aller anderen gilt es, sich in die Unwahrscheinlichkeit einzuüben, die die Ausbildung zu einem *enfant terrible* bei aller Weltklugheit und Bescheidenheit (George C. Homans) nun einmal mit sich bringt. Warum schafft man das am Bildschirm allenfalls dann, wenn entscheidende Schritte in pandemiefreien Zeiten bereits unternommen werden können? Und was sind diese entscheidenden Schritte?

Zweitens wird sich die Soziologie auf absehbare Zeit von dem Großexperiment, das unter ihren Augen abgelaufen ist, nicht so leicht erholen. Noch nie war die funktionale Differenzierung und ihre pulsierende Beweglichkeit so augenfällig. Die Frequenz von Wirtschaft, Sport und Kultur wurde heruntergefahren, jene von Politik, Gesundheit und Massenmedien hochgefahren, um der Bedrohung durch die Pandemie Rechnung zu tragen. Wie lange kann man Ungleichgewichte dieser Art der Gesellschaft zumuten, ohne ihren Bestand zu gefährden? Wie schnell findet die Gesellschaft zu zivilisierten Formen des Umgangs, wenn der körperliche Abstand zum obersten Gebot wird? Welche Bruchlinien zeichnen sich ab zwischen Jungen und Alten? Wovon hängt es in den verschiedenen Regionen der Weltgesellschaft ab, ob eher dem Gebot, menschliches Leben nicht zu gefährden, oder dem Drang, den Normalbetrieb der Gesellschaft aufrechtzuerhalten, gefolgt wird? Welche Bilder machen wir uns von den Toten, die isoliert gestorben sind?

Arno Bammé erinnert im vorliegenden Heft an Rudolf Goldscheid und an eine Soziologie, die unbekümmert um Max Webers Gebot der Werturteilsfreiheit auf den ethischen Konsequenzen soziologischen Forschens beharrt. Stehen wir mit dem Abklingen der Pandemie vor ähnlichen Fragen? Ist es nicht nur höchste Zeit, dass die empirische Sozialforschung die Modelle der Epidemiologie mit vernünftigen Zahlen füttert, sondern auch mindestens ebenso dringlich, die Frage ins Zentrum der soziologischen Forschung zu rücken, wie diese Gesellschaft zu einer nachhaltigen Balance zwischen körperlichen Zuständen, psychischen Befindlichkeiten, sozialer Differenzierung und natürlichen Umwelten kommen kann?

Ich freue mich darauf, für den Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie die Herausgabe des Forums SOZIOLOGIE für einige Zeit verantworten zu dürfen. Ich danke Sina Farzin für vier Jahre einer höchst erfolgreichen Arbeit. Wie immer bietet auch das vorliegende Heft ein getreues Abbild einer Disziplin, die sich nicht so leicht verführen lässt, noch nicht einmal zum Pathos. Ich wünsche uns allen, dass wir unserer Zeit gewachsen bleiben.

Mit herzlichen Grüßen

Dirk Baecker

PS: Zu danken ist im Übrigen Moritz Klenk, der angeregt hat, im Sinne der Sichtbarkeit von Person und Geschlecht die Vornamen der Autor:innen in den Quellenangaben unserer Artikel künftig auszuschreiben. Wir haben dies im vorliegenden Heft bereits umgesetzt.

Die Aktualität frühmoderner Soziologen

Das Beispiel Rudolf Goldscheid (1870–1931)

Arno Bammé

Als frühmoderne Soziologen bezeichne ich, im Unterschied und als Abgrenzung zu den spätmodernen Vertretern des Faches wie Ulrich Beck, Anthony Giddens oder Scott Lash (2014), jene Urgesteine, die Anfang des 20. Jahrhunderts wesentlich zur Konstitution der Disziplin beigetragen haben: Ferdinand Tönnies, Rudolf Goldscheid, Emile Durkheim, Georg Simmel oder Max Weber. Durch Vergleich der Theorieansätze beider Generationen lassen sich Kontinuitäten und Brüche im Entstehungsgeschehen und weiteren Entwicklungsverlauf der Fachgeschichte zeigen. Cornelius Bickel zum Beispiel hat in einer vergleichenden Studie über »Tönnies und Becks *Zweite Moderne*« (2006) nach wie vor identische Erkenntnisinteressen, allerdings bei veränderten Schwerpunktsetzungen aufzeigen können. Dominierte bei Tönnies 1907 noch die »Entwicklung der sozialen Frage« (Tönnies 2019), wird sie bei Beck unter dem Begriff der »Risikogesellschaft« durch die »ökologische Frage« (Uekötter 2011) überlagert. Vergleichbares hat Alexander Deichsel (2020: 173 ff.) versucht mit Blick auf Tönnies und Habermas zum Themenschwerpunkt *Öffentlichkeit und öffentliche Meinung*.

Verschiedentlich ist bereits darauf hingewiesen worden, dass es in der Dogmengeschichte des Faches zu Mythenbildungen gekommen ist (Lepénies 1988; Mikl-Horke 2007; Neef 2012), dass die historische Wirklichkeit sich von dem, wie über sie in den Kompendien berichtet wird, nicht selten unterscheidet. In ihrer akribisch recherchierten, sehr materialreichen Synopse mehrerer prominenter Übersichtsarbeiten zur Entstehungsgeschichte der Soziologie als Fachwissenschaft im deutschen Sprachraum weist Katharina Neef darauf hin, dass durch die darin angewandte reduktionistische Vorge-

hensweise, die sich weitgehend auf die Darstellung universitärer, geisteswissenschaftlicher Kreise beschränkt, ein völlig einseitiges, falsch gezeichnetes Bild entstanden ist. Nicht so sehr die tatsächlichen Leistungen und Verdienste haben darüber entschieden, wer heute zum Beispiel als Klassiker der Disziplin gilt, sondern diskursive Zuschreibungsprozesse. Es handelt sich dabei um das »Produkt einer Selektion disziplinärer Bezugspersonen, die eben nur Klassiker konstruiert, die retrospektiv den Vorgaben der disziplinären Gegenwart entsprechen« (Neef 2012: 33). Weil es ihr zufolge »nicht um die Anbindung heutiger Soziologie an ihre Ahnenväter und um das Aufzeigen personeller wie thematischer Kontinuitäten« gehen sollte, schlägt sie vor, nicht von den »Klassikern«, sondern von den Brüchen und Konfliktfällen auszugehen, die den soziologischen Diskurs um 1900 formten. Die bisherige

»Klassikergeschichte zeichnet sich in ihrer Absicht disziplinärer Identitätsstiftung durch eine Perspektivenverengung aus, der ihre Ergebnisse unterliegen [...] Dem disziplinierten Blick entgehen Personen, die heute entweder nicht mehr (oder nur als Apokryphen) rezipiert werden oder die keine Nähe zu den Klassikern aufweisen.« (Neef 2012: 34)

Das Beispiel für eine solche Vorgehensweise findet sich bei Mikl-Horke, die den Zeitraum zwischen 1887, dem Erscheinungsjahr von 'Tönnies' »Gemeinschaft und Gesellschaft«, und 1920, dem Todesjahr Max Webers, als »Wendezeit der Soziologie« bezeichnet, als Phase eines Prozesses, der »die Zähmung sozialen Denkens in die disziplinären Zwänge und institutionell-professionellen Bedingungen der akademischen Wissenschaft« bedeutet (Mikl-Horke 2004: 265). Im Zentrum ihrer Analyse steht die Kontroverse zwischen Max Weber und Rudolf Goldscheid innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Der Konflikt wurde mit harten Bandagen ausgetragen, gleichwohl scheint¹ er von gegenseitigem Respekt und persönlicher Wertschätzung getragen. Denn gegen Goldscheid vorzugehen, bedrücke Weber »umso mehr, als er einer Mitteilung zufolge, welche seine Frau 1931 in privatem Gespräche machte, für die Reinheit der Überzeugung und die Selbstlosigkeit der Absicht von Rudolf Goldscheid die größte menschliche Achtung hatte«, berichtet Paul Honigsheim, ein Zeitgenosse (zit. bei Neef 2012: 67 f.). Eine ähnliche Stelle findet sich später noch einmal in Honigsheims »Erinnerungen«: »Marianne [Weber] hat mir das [hohe Ansehen von

¹ Es ist auch anderes überliefert: Unter anderem hat Weber sich in einem Schreiben vom 9. November 1912 an Robert Michels in äußerst beleidigender Form über Goldscheid geäußert (1998: 773).

Goldscheids Integrität] viele Jahre später in Gegenwart mehrerer Zeugen in Köln bestätigt und hinzugefügt, Max Weber habe schwer unter diesem Verpflichtetheitsgefühl gelitten, einen so gütigen Menschen wie Rudolf Goldscheid zu verwunden« (ebd.: 68, Einfügungen von Neef).

Im Folgenden möchte ich am Beispiel Rudolf Goldscheids diesen konflikthaften Entstehungsprozess der Soziologie exemplarisch an ausgewählten Themenfeldern nachzeichnen und zugleich verdeutlichen, dass es auch heute noch durchaus Sinn macht, sich verloren gegangene Erkenntnisse frühmoderner Soziologen ins Bewusstsein zurückzurufen, nicht um *über* sie, sondern *mit* ihnen zu arbeiten (Kaesler 2005: 13).

Rudolf Goldscheid im Überblick

Rudolf Goldscheid hat die soziologische Diskussion in der Entstehungsphase des Faches maßgeblich mitgeprägt. Er hat Erkenntnisinteressen und Ziele formuliert, die von einer großen Zahl sozialwissenschaftlich interessierter Gelehrter seiner Zeit geteilt und mitgetragen wurden. »Sein Denken stellte keineswegs das eines obskuren Außenseiters dar, sondern war eine bedeutende geistige Strömung der Zeit auch in den nicht-deutschsprachigen Ländern.« (Mikl-Horke 2007: 208) Gleichwohl geriet er in Vergessenheit. Während des Nationalsozialismus kamen seine Schriften auf den Index (Stadler 1997: 607); nach dem Krieg wurden sie nicht mehr wirklich, allenfalls selektiv gelesen und im Nachhinein häufig missverstanden; ein Schicksal, das Goldscheid mit Darwin und Tönnies teilte. Als Darwin 1859 »The Origin of Species« veröffentlichte, gab es noch keine Begriffsarchitektur für das, was er verkünden wollte. »Die Fachausdrücke, die er vorschlug, waren seinen Zeitgenossen ungewohnt, und da sie oft aus dem Alltagsleben genommen waren, besaßen sie häufig eine andere, viel besser bekannte Bedeutung als die, die Darwin im Auge hatte.« (Mayr 1989: 265) Vergleichbares widerfuhr dem Jugend- und Hauptwerk »Gemeinschaft und Gesellschaft« von Ferdinand Tönnies (1887).

Erschwert wurde die Rekonstruktion des Lebenswerkes von Rudolf Goldscheid dadurch, dass anders als im Fall von Tönnies (Bammé 2018) kein Nachlass, schon gar nicht ein wohl sortierter und erschlossener, auffindbar war, auf den man hätte zurückgreifen können (Bammé 2020a). Mit seinem Tod verlieren sich alle Spuren im Dunklen. Erst heute, in einer Zeit, in der

Vieles hinterfragt wird, was zuvor als selbstevident galt (Zima 2016), stellt sich ganz grundlegend wieder die Frage nach dem Ziel und der Aufgabe einer Soziologie, die sich mit gesellschaftspolitischen Problemen und Anliegen konfrontiert sieht, wie sie nicht *nur* von Goldscheid, aber von ihm in besonders eindringlicher Weise thematisiert wurden (Mikl-Horke 2007: 208).

Kurzbiographie

Rudolf Goldscheid, am 12. August 1870 als Sohn begüterter Eltern in Wien geboren, verließ unter Protest als »wilder Feuerkopf« vorzeitig das Gymnasium, um sich der Schriftstellerei zu widmen (Fritz 2007: 24). Er studierte Philosophie in Berlin, verfasste zwei Dramen, eine Novelle und drei Romane unter dem Pseudonym »Rudolf Golm«, baute ein informelles intellektuelles Netzwerk auf (Neef 2012: 119) und war unter anderem Mitglied des *Vereins für Socialpolitik*. 1898 heiratete er Marie von Maltzahn,² 1907 war er maßgeblicher Initiator und Mitbegründer der Soziologischen Gesellschaft in Wien sowie 1909 der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Berlin. Er war Vorsitzender der österreichischen Friedensgesellschaft, Vorsitzender des österreichischen Monisten-Bundes und später ihr Ehrenpräsident, Ehrenmitglied des Ostwald-Instituts *Die Brücke*, Herausgeber bzw. Mitherausgeber der Zeitschriften »Friedenswarte« und »Annalen der Natur- und Kulturphilosophie«, Vizepräsident der *Österreichischen Liga für Menschenrechte*,³ Vorstandsmitglied der Wiener *Urania*, Initiator und Veranstalter der gesellschaftspolitischen Wiener »Jausengespräche«. Goldscheid war langjähriger Weggefährte Rosa Mayreders, einer »Feministin der ersten Stunde«, Mitglied der *Gesellschaft für Ethische Kultur*, Vertreter der Sozialdemokratie im Wiener *Arbeiterrat* nach dem Zusammenbruch der Habsburger Monarchie, Autor zahlreicher, mehrfach aufgelegter wissenschaftlicher Monographien, Aufsätze und Rezensionen, sowie international anerkannter Begründer der Finanzsoziologie (Haller 2018; Hickel 1976; O'Connor 1974; Peukert 2009). Er hielt Vorträge und verfolgte Netzwerkaktivitäten in ganz Europa als »Privatgelehrter – wohl einer der interessantesten Vertreter dieses Typus – der es sich leisten konnte, auf akademische Titel zu verzichten, um sich ganz organisatorischen, politischen und schriftstellerischen Aktivitäten zu widmen« (Fleck 1990: 49). Am 7. Oktober 1931 starb Rudolf Goldscheid in Wien.

2 Verschiedentlich wird irrtümlich Marie Rudolph genannt.

3 Die angetragene Präsidenschaft lehnte er wegen Arbeitsüberlastung ab.

Themen und Werkbezüge der Soziologie Rudolf Goldscheids

Goldscheid entwickelte seine »anthropozentrische Systemtheorie der sozial-kulturellen Evolution« (Mikl-Horke 2007: 148 ff.) in Auseinandersetzung vor allem mit zwei zeitgenössischen Theoriekonzepten, die den Konstitutionsprozess der Soziologie unmittelbar tangierten: erstens mit der zeitgenössischen Deszendenztheorie (Goldscheid 1909) und zweitens mit der herrschenden Ökonomie seiner Zeit (Goldscheid 2020d). Im Gegensatz zum heutigen *Mainstream* konzipierte und bezeichnete er seine Systemtheorie bewusst als *politische* Soziologie (Gesellschaft aktiv gestalten), als *voluntaristisch* (ohne Wollen kein Handeln), *evolutionär* (eine Soziologie des Werdens) und *normativ wertend* (Max Webers Wertfreiheitspostulat hielt er für absurd). Weil Soziales durch Soziales *allein* (das war gegen Durkheim gerichtet) nicht zu erklären sei, empfand er eine Soziologie ohne Rückbezug auf Biologie, Ökonomie und Psychologie als Unding.⁴ Die Sozialwissenschaften, insbesondere die Soziologie, bildeten für ihn, darin vergleichbar den Technikwissenschaften, die *Brücke* zwischen den Geistes- und Naturwissenschaften, weil sie gleichermaßen über *instrumentelle* und *reflexive* Kompetenzen verfügen.

Den einzelnen, komplex ineinander verschachtelten Themenbereichen, die er in seiner Gesellschaftstheorie diskutiert, kann man deshalb nur gerecht werden, wenn man sie sich eingeordnet denkt in die Begriffsarchitektur seines Gesamtsystems, das er in seinen fünf Grundlagenwerken entwickelt hat: Der Wille (Goldscheid 2020b), dem kulturellen Evolutionsverlauf (Goldscheid 2020a) eine Richtung zu geben (Goldscheid 2018), setzt eine Ethik des gesellschaftlichen Gesamtwillens voraus (Goldscheid 2020c), die wiederum auf Werten basieren muss, die sich eine Gesellschaft, zumal eine Weltgesellschaft, in deliberativen Aushandlungsprozessen geben muss (Goldscheid 2020d). Die Fragen, die in diesem Rahmen einer Antwort bedürfen, lauten: Was wollen wir? Was können wir? Was dürfen wir? (Goldscheid 2020b: 15, 100)

4 Soweit ich es überblicke, verwendete Goldscheid als erster Soziologe den Begriff der »Ökologie«, um darauf hinzuweisen, dass »alle Fundamentalrätsel des Seins und des Werdens der Lösung nur näher gebracht werden« können, wenn »sämtliche Wissenschaften«, Natur- und Sozialwissenschaften, »mit den ihnen eigenen Methoden« disziplinübergreifend daran mitarbeiten (Goldscheid 2020a: 415).

Die Ökonomie der Gesellschaft in soziologischer Perspektive: Wert- und zweckrationales Handeln

Die Grundfrage, die sich für Goldscheid aus der offensichtlichen Diskrepanz zwischen dem euphemistischen Anspruch der ökonomischen Theorie des Liberalismus und der davon abweichenden sozialökonomischen Realität ergibt, ist die nach dem Zweck allen Wirtschaftens. Orientiert an Max Webers begrifflicher Differenzierung zwischen wert- und zweckrationalem Handeln, warf er den Ökonomen vor, diesen Unterschied zu ignorieren. Wertrationales Handeln ist bestimmt

»durch bewusstes Glauben an den – ethischen, ästhetischen, religiösen oder wie immer sonst zu deutenden – unbedingten Eigenwert eines bestimmten Sichverhaltens rein als solchen und unabhängig vom Erfolg. Zweckrational handelt, wer sein Handeln nach Zweck, Mitteln und Nebenfolgen orientiert und dabei sowohl die Mittel gegen die Zwecke, wie die Zwecke gegen die Nebenfolgen, wie endlich auch die verschiedenen möglichen Zwecke gegeneinander rational abwägt« (Weber 1980: 12 f.).

Die Entscheidung zwischen konkurrierenden und kollidierenden Zwecken und Folgen kann dabei ihrerseits wertrational orientiert sein: Dann ist das Handeln nur in seinen Mitteln zweckrational. Der wertrationale Zweck der Erzielung eines Maximalprofits zum Beispiel lässt sich durch Anwendung der Mittel sowohl einer Waffen-, Kokain- oder Brotproduktion realisieren. Bevor man deshalb an die Frage herantritt: »Wirtschaften wir ökonomisch?«, müsse man sich die Frage vorlegen: »Welchen Zweck verfolgen wir mit unserer Ökonomie?« (Goldscheid 2020d: 9)

»Ökonomie ohne Beziehung auf einen bestimmten Zweck gedacht, stellt einen sinnlosen Relationsbegriff dar, nämlich einen Beziehungsbegriff, bei welchem verschwiegen wird, was für eine Beziehung ins Auge gefasst ist. Es liegt dann in ähnlicher Weise eine halbe Relation vor wie etwa bei dem Begriff der Zweckmäßigkeit, wenn dieser nicht zum Ausdruck bringt, welchem bestimmten Zweck ein bestimmtes Phänomen gemäß ist.« (ebd.: 119)

Jede Ökonomie ist teleologischen Charakters, ob man sich dessen bewusst ist oder nicht. Der ökonomischen Theorie seiner Zeit wirft Goldscheid vor, dass sie ihr *Telos* nicht benennt, entweder um es zu verschleiern oder weil sie sich dessen nicht bewusst ist. Sie beansprucht, Aussagen über die Wirklichkeit zu treffen, überprüft sie aber nicht an der Wirklichkeit, sondern die Wirklichkeit an ihren Aussagen. Bei dem, was in ihr als Wissenschaft ausgegeben wird, handelt es sich nicht um beschreibende Analysen, sondern um

normative Weltbilder, formuliert in der Absicht, die gesellschaftliche Realität in radikaler Weise marktkonform umzugestalten. Ideologie und Theorie gehen eine Verbindung ein und erscheinen als wertneutrales wissenschaftliches Aussagensystem (Zima 1989). In einer akribischen Synopse hat Claus Thomasberger (2011) mit Blick auf die wissenschaftshistorischen Wurzeln des heute aktuellen Neoliberalismus die Einschätzungen Goldscheids weitgehend bestätigen können, allerdings ohne auf ihn explizit Bezug zu nehmen. Die Gründungsväter und Protagonisten der herrschenden neoliberalen Ökonomie haben ihr Vorhaben bewusst als gesellschaftspolitisches Projekt inszeniert und gestaltet, ihre normative Urheberchaft aber verschleiert, indem sie es, orientiert an den liberalen Klassikern ökonomischen Denkens, in das Gewand objektiver wissenschaftlicher Erkenntnis kleideten.

»Das neoliberale Denken schafft überhaupt erst das, was es schon immer als gegeben unterstellt.« Es »formt die gesellschaftliche Wirklichkeit entsprechend der Fiktion, die er [der neoliberale Ökonom, A.B.] von der gesellschaftlichen Wirklichkeit entworfen hat. Er praktiziert nicht die Anpassung der Theorie an eine objektiv gegebene Realität, sondern die Anpassung der gesellschaftlichen Realität an seine Fiktionen.« (Thomasberger 2011: 85 f.)

Nicht den Willen zur Transformation gesellschaftlicher Reproduktionsverhältnisse kritisiert Goldscheid, sondern dass deren Folgen als Ergebnis objektiver wissenschaftlicher Erkenntnis und nicht als Resultat normativer Entscheidungen dargestellt werden. Eine Wissenschaft, die nicht nur Auskunft geben will davon, was ist oder was war, sondern vorhat, Zukunft zu gestalten, muss willentlich und bewusst Entscheidungen treffen darüber, was sein soll und wie es sein wird; Entscheidungen, die ein Handeln vorbereiten und begleiten, das Folgewirkungen nach sich zieht. Eine solche Wissenschaft des Werdens bedarf der Wertungen, um solche Entscheidungen begründet umsetzen oder ablehnen zu können, Wertungen, die in einer verbindlichen Ethik ihre Letztbegründung finden müssen, einer Ethik, die nicht nur der empirischen Rationalität dessen entsprechen, was und wie es gestaltet werden soll, sondern in deliberativen Aushandlungsprozessen allererst ermittelt werden muss (Fischbeck, Schmidt 2002). Auf die heutige Zeit übertragen, wäre Goldscheid, obwohl er durchaus in (dynamischen) Systemkategorien gedacht hat, eher auf Seiten der Interventionssoziologie Alain Touraines,⁵ der Praxeologie

⁵ Touraine spricht von einer »intervention sociologique« (2015: 217) und einer »Sociologie de l'action« (2000).

Pierre Bourdieus⁶ und (mit Einschränkungen) der kommunikativen Handlungstheorie von Jürgen Habermas (1981, 1984) zu finden als auf Seiten Niklas Luhmanns (1987). Das deshalb, weil er zum einen, geschult in monistischen Denktraditionen, dem Dualismus von System und Umwelt, der den zunehmend hybriden Gestaltungsmöglichkeiten des gesellschaftlichen Wandels keinerlei Rechnung trägt, kaum hätte – darin Latour (1998) vergleichbar – etwas abgewinnen können, zum anderen weil der Begriff des Subjekts, das wie bei Touraine als individueller oder kollektiver Akteur in der Lage ist, Machtstrukturen zu hinterfragen, in der Begriffsarchitektur Luhmanns keine Theorie fundierende Rolle spielt. Geld zum Beispiel ist, anders als bei Luhmann, für Goldscheid nicht bloßes Kommunikationsmedium des Subsystems *Wirtschaft*, sondern zugleich flüssige Erscheinungsform der Kapitalherrschaft, Ausdruck gesellschaftlicher Machtstrukturen.

Aus der Kritik an der *Marktökonomie* seiner Zeit, die dem Regulativ kurzfristig zu realisierender Profitmaximierung folgt, entwickelte er sein Konzept einer zukunftsorientierten, langfristige Folgewirkungen in Betracht ziehenden *Entwicklungsökonomie*. Sie argumentiert mit qualitativen Wertvorstellungen, wie sie heute etwa in Immlers systemtranszendierender, Gesellschaft und Umwelt übergreifender Naturwertlehre (Immler 1989; Immler 2017) vertreten werden, während die herrschende Ökonomie Werte als quantitative Größen systemimmanent, also im Rahmen des gesellschaftlichen Subsystems »Ökonomie« bestimmt und durch Preise ausdrückt. Große gesellschaftliche Bereiche notwendiger Bedürfnisse bleiben im Rahmen der tradierten Marktökonomie unberücksichtigt, weil sie nicht als kaufkräftige Nachfrage auftreten (Göpel 2020: 136 ff.). Stattdessen werden weitgehend unnötige Güter im Interesse der Kapitalverwertung künstlich und mit hohem Werbeaufwand erzeugt; Güter, deren Verkauf Profit zu bringen verspricht. Auch führt die Fokussierung des individualökonomischen Denkens auf den Markt und den Profit dazu, dass die Allgemeinheit die »externen Kosten« dieser Wirtschaftsweise, Goldscheid nennt sie *Wenigerwerte*, zu tragen hat; ein Sachverhalt, der heute unter dem Begriff der »sozialen Kosten« diskutiert wird (Kapp 1988).

6 Bourdieu geht es darum, darin Goldscheid vergleichbar, soziale Strukturen und ihre Genese im historischen Prozess zu analysieren, der von individuellen und kollektiven Akteuren in Gang gehalten wird. Diese interessen- und handlungsorientierte Betrachtungsweise, die Struktur und Handlung aufeinander bezieht und im völligen Gegensatz steht etwa zu Luhmanns »funktionalstruktureller Systemtheorie« (Kiss 1990: 75 ff.), bezeichnet Bourdieu verschiedentlich als Praxeologie (Jurt 2008; Jurt 2012; Schwingel 1995).

Goldscheids Begriffsarchitektur

Es mag in diesem Zusammenhang hilfreich sein, die gesellschaftstheoretischen und -politischen Intentionen, die Goldscheid mit seiner »anthropologischen Systemtheorie der soziokulturellen Evolution« (Mikl-Horke 2007: 148 ff.) verfolgt hat, durch Rückbezug zentraler Kategorien seiner Begriffsarchitektur⁷ auf aktuell in vergleichbarer Weise diskutierte Konzepte zu verdeutlichen, um dadurch die Anschlussfähigkeit und die Bedeutung seiner Soziologie für die unmittelbare Gegenwart leichter nachvollziehbar zu machen.

Evolution in Natur und Kultur

In seiner Soziologie der *kulturellen Evolution (Aszendenztheorie)* geht auch Goldscheid zunächst davon aus, dass die höheren aus den niederen Lebewesen hervorgegangen sind. Er lehnt aber die Übertragung des auf »natürlicher Zuchtwahl« beruhenden Selektionsprinzips wegen seiner Einseitigkeit und Ausschließlichkeit auf den Menschen ab: Die Anpassung an die Umwelt (*Milieu*) erfolgt beim Menschen im Laufe seiner Entwicklungsgeschichte immer weniger *passiv* von außen nach innen aufgrund *natürlicher Kausalitätsdeterminanten*, sondern unterliegt zunehmend *aktiver* Einflussnahme auf die Umwelt von innen nach außen aufgrund *kultureller Teleologie-Prinzipien*, so dass sich ein Bio- und Soziosphäre synthetisierender Wechselwirkungsprozess ergibt, der ein *Hybrid* erzeugt (Latour 1998), das vom Menschen entsprechend seiner Wertvorstellungen soziokulturell *gestaltet* werden kann. Gestaltendes Handeln aber setzt *Willensentscheidungen* voraus, die auf normativen *Wertvorstellungen* beruhen. Die Aufgabe einer *zukunftsorientierten Soziologie des Werdens* als Brücke zwischen Natur- und Geisteswissenschaften sieht Goldscheid deshalb wesentlich darin, eine empirische, nicht-metaphysische, wissenschaftlich begründete *Ethik des gesellschaftlichen Gesamtwillens* (Goldscheid 2020c) zu entwerfen, eine »realistische Utopie« (Burawoy 2015), die den Kausalitäten der Natur dadurch Rechnung trägt, dass sie zu den teleologischen Vorstellungen einer humanen Sozialkultur und ihrer Höherentwicklung nicht in Widerspruch geraten (Mohr 1989, Wuketits 2012).

Goldscheids Begriff der *Richtung* stellt die epistemologische Brücke dar zwischen dem Begriff der *Kausalität* naturwissenschaftlichen Denkens und dem Begriff der *Teleologie* sozialwissenschaftlichen Denkens, zwischen Ursache

7 Diese Kategorien sind im Folgenden *kursiv* gesetzt.

und Zweck, indem die Kausalität der Richtung menschlicher Entwicklungsmöglichkeiten (*Höherentwicklung*) sichtbar gemacht und auf die Zweckerkenntnis der Subjekte bezogen wird. Mit dem Richtungsbegriff wird die menschliche Perspektive in die Erklärung der Natur einbezogen, denn die Natur kennt weder Zweck noch Nutzen (grundlegend: Dewey 2001). Der Richtungsbegriff ist nicht im Sinne einer strengen Zieldetermination zu verstehen, sondern als heuristisches Prinzip im Rahmen deliberativer Aushandlungsprozesse (vgl. Habermas 2001). Innerhalb einer gegebenen Situation finden Akteure immer bestimmte richtungsweisende Bedingungen vor, im Rahmen derer sie handeln können bzw. handeln müssen, entweder um ihnen gerecht zu werden (»Sperrklinken-Effekt«) oder um sie zu transformieren (»Wagenheber-Effekt«). Ihr Möglichkeitsraum wird in der Evolutionsökonomie als »determinierte Freiheit« bezeichnet (Bammé 2020a: 23 ff.).

Eine lebensdienliche Ökonomie der Nachhaltigkeit

Als *Entwicklungsökonomie* (*Sozialökonomie*) bezeichnet Goldscheid eine normative Wirtschaftslehre, die auf einer Ethik des gesellschaftlichen *Gesamtwillens* basiert und zukunftsorientierte Kriterien der Nachhaltigkeit in ihren Kalkülen berücksichtigt (Ulrich 2016). Sie wird deshalb von Goldscheid auch »Ökonomie auf Dauer« genannt. Seine Überlegungen dazu sind überaus aktuell und anschlussfähig an heute geführte Diskussionen.

Hans Christoph Binswanger, Professor für Volkswirtschaft in St. Gallen, weist seit Beginn der achtziger Jahre immer wieder auf die Gefährlichkeit des Traumes vom unbegrenzten Fortschritt und stetigen Wachstum hin, der seit Jahrhunderten die westliche Kultur prägt (Binswanger 1985), und drängt die Politik auf Veränderungen, zum Beispiel durch so genannte »Lenkungssteuern« (Binswanger, Studer 2009: 231), wenn es nicht in absehbarer Zeit weltweit zu Katastrophen in der Umwelt, in der Gesundheitsversorgung, in der Armutsbekämpfung kommen soll. Was anstehe, sei die Abdankung des »homo oeconomicus«.

Ähnlich sieht es Kurt Dopfer, Professor für Evolutionsökonomie in St. Gallen. Das zentrale Problem liegt für ihn in »der Wiederholbarkeit bzw. der Nichtwiederholbarkeit ökonomischer Prozesse«, ein Aspekt, der in der klassischen Ökonomie völlig unberücksichtigt bleibt.

»Wir nennen das Zeitsymmetrie oder Zeitasymmetrie. In einem mechanischen System ist die Zeit symmetrisch, das heißt, man kann in der Theorie die Zukunft wie die Vergangenheit behandeln. Ein Gesetz der klassischen Physik gilt, so die Annahme, überall und immer. Es gibt keine historische Spezifikation. Bei sozialen Prozessen ist das völlig anders. Für sie ist die Historizität wesentlich. Viele Prozesse wiederholen sich nicht, das heißt, weil sie in der Vergangenheit so stattgefunden haben, werden sie in der Zukunft anders stattfinden. Unser vergangenes Handeln bestimmt unsere Optionen in der Gegenwart, und unsere Entscheidungen in der Gegenwart bestimmen unsere Optionen von morgen. Wir befinden uns also in einer Art kontextuellen Determinismus, bei dem es zwar Handlungsfreiheit gibt, die sich jedoch immer auf eine spezifische historische Konstellation bezieht. Es ist das Ziel der Evolutionsökonomie, nicht nur die Entscheidungsprozesse innerhalb einer historischen Konstellation zu erklären, sondern auch die evolutive Dynamik dieser Konstellationen zu thematisieren.« (Dopfer 2009: 215)

Ulrich (2016) spricht in diesem Zusammenhang von einer »lebensdienlichen Ökonomie der Nachhaltigkeit«.

Aus seiner Kritik daran, wie sich Geldwerte und Marktpreise zusammensetzen, hat Goldscheid sein Konzept der *Entwicklungswerte* entworfen. Dabei handelt es sich um intersubjektive, in einem sozialkommunikativen Entscheidungsverfahren festgelegte Werte, normative Richtgrößen, die einem Wirtschaftsgut unter Berücksichtigung ökologischer Kriterien (in Rechnung zu stellender *Wenigerwert*, Nachhaltigkeit etc.) gesellschaftlich zugesprochen werden (Immler 1989). Geldwerte und Marktpreise sind, so lautet seine Kritik an der *Mainstream*-Ökonomie, alles andere als wertneutrale Zahlen, denn jeder Umformung eines qualitativen Phänomens in eine Zahl liegt eine Wertentscheidung zugrunde. Der Markt ist kein regelfreier Raum, sondern erst durch Regeln, denen politische Werte zugrunde liegen, erschaffen worden (aktuell: Göpel 2020: 136 ff.).

Die Kategorie des *Mehrwerts* bezeichnet bei Goldscheid einen Überschuss, der sich durch Ausbeutung natürlicher Ressourcen ergibt (menschliche Arbeitskraft, Luft, Wasser etc.) und in einer kapitalistisch betriebenen Wirtschaft üblicherweise privat angeeignet wird. Im Gegensatz dazu stellt die Kategorie des *Wenigerwerts* (*Minderwert*) »externe« Kosten dar (Kapp 1988), die durch Ausbeutung natürlicher Ressourcen entstehen (Umweltverschmutzung, Gesundheitsschädigung, geplante Obsoleszenz etc.) und in einer kapitalistischen Wirtschaft der Allgemeinheit bzw. der Natur angelastet werden (Immler 1989).

Gegen die Auffassung, dass der Kapitalismus aus rein ökonomischen Gründen zwangsläufig zusammenbrechen werde (»Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate«), opponierte Goldscheid vehement. Durch den

Zusammenschluss der Arbeiter in Gewerkschaften und politischen Parteien sei eine Gegenmacht entstanden, die zur Verbesserung ihrer Lebenslage geführt habe (*Melioration*). Als Reaktion darauf kommt es allerdings zu einer Erhöhung des Drucks, den die Kapitalisten auf die Arbeiter ausüben, was wiederum zu einem Gegendruck der Arbeiterschaft und ihrer Organisationen führt. Diese wellenförmige Dynamik von Macht und Gegenmacht bezeichnet Goldscheid als das *Gesetz der soziologischen Welle* (Goldscheid 1906: 15). Er forderte die Ersetzung der Verelendungstheorie durch eine *Meliorationstheorie*, weil sie realistischer sei und die tatsächliche Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft besser wiedergebe. Eine zeitgemäße Reformulierung des Gesetzes der soziologischen Welle findet sich *mutatis mutandis* in dem Modell von Burawoy (2015) unter dem Begriff »Drei Wellen der Vermarktlichung«, allerdings ohne Bezug auf Goldscheid.

Die Kategorie der *Menschenökonomie* dient Goldscheid als korrigierende Ergänzung zur *Güterökonomie* und als umfassende entwicklungstheoretische Basis für die sozialpolitische Zukunftsorientierung der Gesellschaft (Fleischhacker 2002: 207 ff.; Exner 2004). Im Konzept der Menschenökonomie sind Humanität, Solidarität, Mitgefühl etc. keine sittlich-moralischen Zusätze, sondern zentrale Erfordernisse für die Erhaltung und Weiterentwicklung menschlichen Lebens auf der Erde als letztendlichem Ziel aller Ökonomie. Was bisher vom Staat und auch von Privaten in sozialkaritativer Weise geleistet worden sei, könne diesem Anspruch in keiner Weise gerecht werden, da es sich um moralisch-ethische Zusatzleistungen handelt. Humanität sei aber keine arbiträre Zusatzleistung Einzelner, sondern im Rahmen einer langfristig konzipierten Entwicklungsökonomie eine, gesamtgesellschaftlich betrachtet, vernünftige und notwendige Angelegenheit von größtem ökonomischem Nutzen. Jede Ökonomie setzt Werte voraus; eine wertfreie Ökonomie gibt es nicht. Deshalb seien die Mittel, derer sich die Wirtschaft bedient, immer vom Zweck her zu legitimieren. Im Gegensatz zur kapitalistischen Profitwirtschaft, die sich nahezu ausschließlich am Wert kurzfristig realisierbarer Gewinne orientiert, konzentriert sich die *Entwicklungsökonomie* in ihren Wertentscheidungen auf Generationen übergreifende Wertprinzipien der Nachhaltigkeit und des Gemeinwohls. In ihr stellt der Mensch selbst den höchsten Wert dar, mit dem deshalb, wie mit anderen Ressourcen der Natur, nicht verschwenderisch, sondern schonend, fördernd und pfleglich umzugehen sei. Er ist im Sinne Kants immer als Selbstzweck und nicht als Rohstoff und Verfügungsmaterial von Kapital- und Staatsinteressen zu betrachten (Dopfer 2001; Ulrich 2016).

Ethik in der Ökonomie

Die Notwendigkeit einer an der Zukunft orientierten Ethik ergibt sich zum einen daraus, dass Natur und Gesellschaft, vermittelt über Technologie, zu einem Hybrid verschmelzen und Langzeitfolgen erzeugen, die mit traditionellen Moralvorstellungen nicht mehr angemessen zu bewältigen sind, zum anderen daraus, dass sich die Werteskala des in quantitativen Maßeinheiten messenden Reziprozitätsschemas der überkommenen Marktökonomie in einer Welt, die zunehmend durch die qualitativen Kalküle der Technologie bestimmt wird, aufzulösen beginnt und an Glaubwürdigkeit verliert. An ihre Stelle treten mehr und mehr qualitativ strukturierte Kriterien, Normen und Prinzipien, basierend auf einer kontextspezifischen Ethik, die ihre Wertvorstellung aus dem jeweiligen Sach- und Wissensbestand ihrer Anwendungsbereiche entwickelt (Knoepffler et al. 2006); eine Entwicklung, die in der postmodernen Soziologie als Pluralisierung, Partialisierung und Indifferenz thematisiert wird (Welsch 1991; Zima 2001). Solche Normen werden konstitutiv in die zu regelnden Bereiche integriert und nicht mehr wie bisher von Theologen und Philosophen von außen an sie herangetragen. Das einzusehen werden vor allem die Ökonomen lernen müssen, hatte Goldscheid 1908 formuliert (2020d: XXXIII). Es scheint, dass sich im Übergang zum 21. Jahrhundert seine Prophezeiung zu erfüllen beginnt.

Verwiesen sei in diesem Zusammenhang für den deutschsprachigen Raum vor allem auf das St. Galler Modell der Wirtschaftsethik Peter Ulrichs (2016; Thielemann 2009), weil es der Entwicklungsökonomie von Goldscheid sehr nahekommt. Aber auch bei anderen Ökonomen der Gegenwart finden sich inzwischen Selbstzweifel und erste Anzeichen einer Umorientierung, so etwa bei dem Prager Wirtschaftsprofessor Thomáš Sedláček:

»Heute schließt die *Mainstream*-Ökonomie jede Relevanz der Ethik aus, und zwar aufgrund einer falschen Auslegung von Adam Smith. Tatsächlich hat die Ökonomie Bernard Mandevilles Denksystem entwickelt, das Adam Smith ablehnte. Die Ökonomie ist keine Moralphilosophie mehr, sondern nur eine mathematisch-allokative Wissenschaft. Meiner Ansicht nach hätte sie Letzteres entwickeln müssen, ohne Ersteres zu vernachlässigen. Wenn sie den ethischen Fragen weiterhin genau so viel geistige Energie gewidmet hätte, wären wohl manche der ›Sackgassen-Fragen, die in der Ökonomie [...] auftauchen, klarer.« (Sedláček 2012: 334)⁸

⁸ *Mainstream*-Ökonomen abstrahieren üblicherweise von der *Moralphilosophie* des Adam Smith, die im Unterschied zum späteren »Manchesterturn« wirtschaftspolitische Interventionen des Staates keineswegs ausschloss und die Bedeutung der mitmenschlichen Sympathie als Grundlage einer funktionierenden Gesellschaft betonte.

Und bei Robert Skidelsky, Professor für Wirtschaftswissenschaften an der Universität Warwick, findet sich folgende Einsicht: Die letzte Krise des Kapitalismus habe

»zwei Systemfehler erkennbar gemacht, die sonst durch das beinahe einhellige Bekenntnis zum Wachstum um fast jeden Preis verdeckt werden. Als erstes sind da die moralischen Mängel. Die Bankenkrise hat wieder einmal gezeigt, dass das gegenwärtige System auf den Motiven Gewinnsucht und Gier beruht, die moralisch verwerflich sind. Außerdem teilt das System Gesellschaften in Reiche und Arme, in jüngster Zeit in sehr Reiche und sehr Arme, und rechtfertigt das durch eine Version der Theorie, wonach Wohlstand langsam von oben nach unten »durchsickert«. Das Nebeneinander von großem Reichtum und großer Armut, vor allem in Gesellschaften, in denen genug für alle vorhanden ist, beleidigt unser Gerechtigkeitsempfinden.« (Skidelsky, Skidelsky 2013: 16)

Zwar bestand für Goldscheid das Ziel des Wirtschaftens letztlich in der *Höherentwicklung* des Menschen, weswegen für ihn alle Wirtschaft und auch deren Wissenschaft als *Entwicklungsökonomie* (*Wirtschaft auf Dauer*) zu begreifen sei, nicht im Sinne von äußerem Reichtum, sondern der Erzeugung einer organischen Kultur, der Entwicklung der Möglichkeiten des je Einzelnen bei gleichzeitiger Erhöhung der Sozialvernunft. Aber als Realist war er sich durchaus bewusst, dass der Mensch zugleich immer auch das wesentliche Mittel des Wirtschaftens darstellt. Weil die körperlichen, geistigen und seelischen Fähigkeiten des Menschen zugleich Mittel und Zweck des Wirtschaftens sind, plädierte er dafür, sie als knappe Ressourcen anzusehen, mit denen im Hinblick auf den Zweck sparsam, effizient und effektiv umzugehen sei.

Ethik des gesellschaftlichen Gesamtwillens (Sozialethik)

Dass Goldscheids Konzept einer Ethik des gesellschaftlichen Gesamtwillens heute aktueller denn je ist, hat seinen Grund vor allem im veränderten Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft. In einer Zeit, in der die Experimente die sterilen Räume der Laboratorien verlassen haben, ist es wichtiger, mit den Folgen menschlicher Interventionen zu rechnen, statt »Modellplatonismus« zu betreiben (Albert 1967: 331 ff.). Statt sich aus der Realität zurückzuziehen, wie es die akademische Wissenschaft jahrhundertlang mit Recht getan hat, um sich von politischen und kirchlichen Einflüssen zu befreien, kommt es heute darauf an, das Abwägen von Alternativen unter

Annahmen nie ganz bekannter Eintrittswahrscheinlichkeiten und unter den Bedingungen divergierender Wertschätzungen einzuüben und zu kultivieren (Funtowicz, Ravetz 1993; Ziman 1996; Nowotny, Scott, Gibbons 2002). In der sich konstituierenden Weltgesellschaft, die in ihrer Gesamtheit zum Labor geworden ist, geht es nicht mehr so sehr um abstrakte Wahrheiten, sondern um die Erkundung und Berücksichtigung unbeabsichtigter Folgewirkungen provisorischer und revidierbarer Experimente: *Respice finem!* Bedenke die Folgen! Denn nicht der Anfang, das Ende trägt die Last.

Die *Ethik*, die Goldscheid im Auge hatte und in der Vieles vorweggenommen ist, was acht Dezennien später Hans Jonas in seiner »Ethik für die technologische Zivilisation« (1979) auf die Tagesordnung setzte, sollte auf den empirisch überprüfbareren Kenntnissen exakter Wissenschaft beruhen und Funktionen übernehmen, die bislang, wenn auch in ungenügender Weise, von den Religionen ausgeübt wurden. Wie Tönnies suchte auch Goldscheid sie in der Psychologie zu begründen. Sein Ziel war eine auf Vernunft gegründete Ethik, die sich mit der Kenntnis der Natur des Menschen, die die Psychologie vermittelt, verbindet und deren oberstes Prinzip die Gerechtigkeit ist. Für Goldscheid war das Psychophysische eine Erfahrungstatsache; Physis und Psyche bilden *realiter* eine Einheit, nur analytisch, in der Theorie zu trennen. Ethik und Erziehung müssen so gestaltet werden, dass die Weiterentwicklung der Einzelnen wie der Gesamtheit in Richtung einer Beherrschung des Willens durch den Intellekt bzw. der Entfaltung eines Willens möglich wird, der das individuelle Wohl auf dem Umweg über das Gemeinwohl sucht. Als oberstes Ziel formulierte Goldscheid daher: »Höchste Vervollkommnung der einzelnen Persönlichkeit zugleich mit der größten Summe von menschlichem Leben und der geringsten Summe von menschlichem Leid« (2020c: 349). Eine solche Ethik dürfe sich nicht darauf beschränken, zu *subjektiv* ethischem Handeln anzuleiten (das war gegen Kant gerichtet), vielmehr gehe es darum, ethisch im Dienst der Entwicklung der *Gattung* zu handeln. Ihr Adressat sei der Staat als demokratisch legitimierte Verkörperung des gesellschaftlichen *Gesamtwillens*.

Vor dem Hintergrund der seinerzeit heftig diskutierten biologischen Evolutionslehre⁹ entwickelte Goldscheid seine soziologisch begründeten Vorstellungen von der »*Höherentwicklung* des Menschen« als Bezugsgröße für eine Ethik, die den neuen natur- und sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen, vor allem der Biologie und Psychologie, gerecht zu werden versucht (Jonas 1979;

⁹ Aus soziologischer Perspektive grundlegend: Tönnies (2009).

Mohr 1987; Mohr 1989). Sie ist eingebunden in eine *Soziologie des Werdens*, deren ureigene Gestaltungsaufgabe er in der Bewältigung der sozialökologischen Herausforderungen der Zukunft sah. Die Aufgabe des Denkens bestehe heute nicht mehr so sehr darin, sich den Merkmalen anzupassen, welche die Gegenstände schon besitzen, oder sie einfach zu reproduzieren, sondern sie als Möglichkeiten dessen zu betrachten, was sie durch menschliche Intervention werden können (ähnlich Dewey 2001). Die biologische Evolutionstheorie wurde in diesem Zusammenhang für Goldscheid deshalb wichtig, weil sie erlaubte, das Handeln des einzelnen Individuums mit dem der gesamten Gattung in Beziehung zu setzen, um die unhintergehbaren Bedingungen (exemplarisch heute: Vollmer 1999; Wuketits 2012) einer möglichen Höherentwicklung durch die wissenschaftliche Erforschung des evolutionär vorgegebenen der Gattung zu erkennen. Ihm ging es dabei keineswegs um eine naive sozialwissenschaftliche Adaption naturwissenschaftlicher Erkenntnisse, sondern um die Formulierung einer soziokulturellen Evolutionstheorie, die einerseits nicht im Widerspruch steht zu den Erkenntnissen der Biogenetik. Dabei handelt es sich um ein Ansinnen, das heute weitgehend aufgehoben ist in den Konzepten einer »verallgemeinerten Evolutionstheorie«, in denen versucht wird, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Entwicklungsverläufe, ihre wechselseitigen Verflechtungen in Natur und Kultur auf den Begriff zu bringen (exemplarisch: Schurz 2011; Gerhardt, Nida-Rümelin 2010). Eine Ethik, die diesen Gegebenheiten Rechnung trägt, dürfe sich aber andererseits nicht nur an der intellektuellen und physischen Entwicklung der Gattung orientieren, wie sie sich aufgrund der wissenschaftlichen Erkenntnisse der Evolutionsbiologie darstellt. Sie habe darüber hinaus auch zu zeigen, wie damit umzugehen sei, denn die gesellschaftliche Entwicklung ist in den Augen Goldscheids keine notwendige Folge der natürlichen Evolution oder irgendeines eigendynamischen Prinzips, sondern etwas, für das man sich mit soziologischer Phantasie engagieren müsse. Obwohl die Höherentwicklung der Gesellschaft für Goldscheid im Wesentlichen eine Bewegung hin zum Sozialismus bedeutete, war für ihn, darin Tönnies vergleichbar, das Individuum Ausgangspunkt und Ziel der Ethik. Höherentwicklung der Gesellschaft war für ihn gleichbedeutend mit der Entfaltung der Potentiale aller einzelnen Menschen. Auf dem Weg zur klassenlosen Gesellschaft müsse deshalb immer abgewogen werden, wie viel Leid durch die damit einher gehenden Konflikte geschaffen und wie viel durch sie verhindert oder reduziert wird. Das Leid der einen Generation dürfe nicht als Voraussetzung für die Besserstellung zukünftiger Generationen oder für die

Vision einer klassenlosen Gesellschaft in ferner Zukunft hingenommen werden. Die Zustände im revolutionären Russland hielt er für eine Fehlentwicklung.

Die Ethik des gesellschaftlichen *Gesamtwillens* (Goldscheid 2020c) verkörpert sich im Staat. Mehr Freiheit des Einzelnen impliziert zugleich mehr Verantwortung dem Gesamten gegenüber, das im Staat politische Gestalt angenommen hat. Er ist die institutionalisierte Autorität, die, zumindest dem Anspruch nach, auf dem Mehrheits- und Gerechtigkeitsprinzip beruhen sollte. Natürlich wusste Goldscheid, dass der Staat, wie er ist, Aufgaben, die sich ihm idealerweise stellen, innerhalb der bestehenden kapitalistischen Verhältnisse nicht erfüllen kann, und dass der Gesamtwille, wie er sich im gegenwärtigen Staat artikuliert, nicht identisch ist mit dem Gesamtwillen, wie er sein sollte. Gesellschaftliche Institutionen sind für Goldscheid Manifestationen des Gesamtwillens, die historisch gewordene Gegebenheiten darstellen; Manifestationen, die, darin stimmte er mit Gumpłowicz (1883, 1885) überein, Resultat von Gruppen- oder Klassenkonflikten sind und sich im Wandel der Zeiten verändern können. Sie müssen vom Anspruch her den Wertvorstellungen der Menschen entsprechen. Weil sie das aufgrund von Machtunterschieden in der Regel nicht tun, bestehe die Aufgabe der Ethik darin anzugeben, wie sie zu verändern seien.

Sozialwissenschaftliche Teleologie

Goldscheid zufolge besteht eine der wesentlichen Aufgaben der Sozialwissenschaften in der Umwandlung der objektiven Naturerkenntnis, denen Ursache-Wirkungs-Folgen (*Kausalitäten*) zugrunde liegen, in menschlich-teleologische Erkenntnis. *Teleologie* ist für ihn kein Ausdruck einer transzendenten Zielvorstellung oder des Gebotes göttlicher Metaphysik, sondern nichts anderes als angewandte Kausalität (Goldscheid 2020c: 287). Anders als Kant, der in seiner »Kritik der Urteilskraft« Kausalurteile und teleologische Aussagen voneinander getrennt hatte, fordert Goldscheid, Vernunft als Erkenntnisgrundlage und Vernunft als Zweckbestimmung miteinander zu verknüpfen (ähnlich später: Dewey 2001). Aufgabe der Wissenschaft sei es nicht nur, »reine Erkenntnisse« zu liefern, sondern auch *kausales* Wirken in *teleologisches*, in Zukunft gestaltendes Geschehen umzuwandeln. Wissenschaft ziele zwar auf Objektivität, betrachte die Welt aber gleichzeitig unter einer anthropozentrischen Perspektive; Wissenschaft werde von Menschen betrieben und sei auf menschliche Zwecke hin ausgerichtet.

Neben der *Erkenntnistheorie* und der *Willenstheorie* benötigt eine Sozialwissenschaft, die auf die Höherentwicklung der Menschheit durch zielgerichtetes Handeln ausgerichtet ist, zu ihrer Begründung auch eine *Werttheorie*. Goldscheids Werttheorie ist produktions-, nicht marktorientiert. Sie ist vor allem zukunftsbezogen (»*Entwicklungswert*-Theorie«) und nicht nur auf die Realisierung kurzfristiger Ziele angelegt; sie ist, wie er sagt, eine »Ökonomie auf Dauer« (Goldscheid 2020d: 95). Gegenwärtige Vorstellungen von Ökologie und Nachhaltigkeit sind in ihr vorweggenommen (Dopfer 2001, Ulrich 2016). Was als »Mehrwert« gilt und was als »Wenigerwert«, muss in deliberativen Diskursen, wissenschaftlich begründet, ausgehandelt werden. Während die Naturwissenschaften dabei Aufschluss geben über die vorhandenen Entwicklungsbedingungen, bezieht die Soziologie diese auf die historisch gegebenen Möglichkeiten, um Realisierungschancen auszuloten und Zukunftsszenarien zu entwerfen.

Für Goldscheid, darin ähnlich wie für Tönnies,¹⁰ ist die gesellschaftliche Wirklichkeit durch die Willens- und Bewusstseinsakte der am sozialen Geschehen Beteiligten bestimmt, ein Geschehen, das er zugleich als wesentliches Moment eines um kulturelle Aspekte verallgemeinerten Evolutionsprozesses begriff. Tönnies hatte das, explizit gegen Max Weber gerichtet, auf den Punkt gebracht: »Ohne Wollen gibt es kein Handeln.« (2018: 36) Folgerichtig stellte er die Soziologie auf das Fundament einer psychologischen *Willenstheorie*, um ihre Wissenschaftlichkeit unter Umgehung jeglicher Metaphysik, wie er sie bei Schopenhauer vorgefunden hatte, sicherzustellen. Sie soll die aktive Seite des menschlichen Wesens und die Umsetzung von Wollen in Handeln untersuchen; sie soll zeigen, wie die Menschen das, was sie erkennend herausgefunden haben, handelnd zu verwirklichen vermögen, ein Anspruch, der sich heute in der Soziologie unter anderem prominent vertreten findet sowohl bei Alain Touraine als auch, in modifizierter Form, bei Pierre Bourdieu. Wie Goldscheid hat Touraine sein gesellschaftspolitisches Engagement von Marx geerbt; ein Engagement, das sich bei ihm in einer

10 Man soll Analogien nicht überstrapazieren, aber in vielen Dingen lässt sich zum Beispiel das Verhältnis von Goldscheid zu Tönnies vergleichen mit dem Verhältnis von Touraine zu Bourdieu hundert Jahre später. Die vermittelnde Position, die Tönnies einnimmt zwischen der »wertenden« Wissenschaftsauffassung Goldscheids und der »wertfreien« Max Webers mit allen Voraussetzungen, Nebenwirkungen und Folgen (Mikl-Horke 2004: 265 ff.), entspricht *mutatis mutandis* jener Bourdieus zwischen dem »Subjektivismus« Touraines und dem »Strukturalismus« Luhmanns (Zima 2020: 770 ff.). Beiden Konstellationen liegen Grundwidersprüche der Disziplin zugrunde, die sich in der »Wiederkehr des Immergleichen« äußern.

intervenierenden Soziologie äußert, die soziale Bewegungen nicht nur, wie Max Weber, verstehend erklären, sondern mit soziologischer Kompetenz unterstützen will: Der Wille zur praktischen Intervention tritt an die Stelle des Postulats der Wertfreiheit (Touraine 2015). Auch Bourdieu geht es spätestens seit Beginn der neunziger Jahre nicht mehr nur um Erklärung und Kritik, sondern wie bei Touraine um kritische Interventionen, Einmischungen, die sich gegen den entfesselten Kapitalismus der »neoliberalistischen Ära« (Bourdieu et al. 2010: 439) richten.¹¹ Es geht ihm dabei um die Analyse der sozialen Strukturen und ihre Genese im historischen Prozessgeschehen, das von individuellen und kollektiven Interessenkonflikten in Gang gehalten wird. Sein Ziel besteht nicht in der Voraussage von Ereignissen, sondern im Zeigen von Mechanismen, durch die kollektives Handeln und soziale Bewegungen zustande kommen können. Diese Vorgehensweise, in der Struktur- und Handlungsperspektive aufeinander bezogen werden, um Interventionsmöglichkeiten zu zeigen, bezeichnet Bourdieu als Praxeologie. Von Touraine unterscheidet er sich dadurch, dass er gegen alle Arten des Subjektivismus und Voluntarismus die soziale und strukturelle Bedingtheit des Handelns hervorhebt, während Touraine den ethischen Aspekt seines Engagements betont und die zeitgenössischen Protestbewegungen eher für ethisch als für sozial motiviert hält. Obwohl gesellschaftspolitisch engagiert, bringt Bourdieu, darin Tönnies näher als Goldscheid, sich in bewusster Distanz als Soziologe und Wissenschaftler in das Konfliktgeschehen ein: »Keine Wissenschaft ohne Engagement, kein Engagement ohne Wissenschaft« (zit. bei Jurt 2012: 234).

Citizen Science: Science for Future

Rudolf Goldscheid war maßgeblich beteiligt sowohl an der Gründung der Soziologischen Gesellschaft 1907 in Wien als auch an jener der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 1909 in Berlin. Der Gedanke an eine solche Gesellschaft habe zuerst durch ihn Gestalt angenommen, schreibt Tönnies Ende 1931 in den »Kölner Vierteljahresheften für Soziologie«, das Zustandekommen des ersten Deutschen Soziologentages war sein Verdienst (Tönnies 2020a: 433). Im Gegensatz zur deutschen Gesellschaft (DGS) war

11 Ähnlich, aber wesentlich radikaler: Touraine (1999).

die Soziologische Gesellschaft in Wien keine reine Ansammlung von Universitätsprofessoren, sondern umfasste auch höhere Beamte, Politiker, Privatgelehrte, soziologisch interessierte Literaten und Künstler beiderlei Geschlechts (Fleck 1990: 42; Exner 2013). Während die Proponenten der Wiener Gesellschaft ihre Vorstellung von Soziologie auf den *gesellschaftlichen* Fortschritt und auf seine Gestaltungsmöglichkeiten hin orientierten, richtete sich das Interesse der DGS auf *innervissenschaftlichen* Fortschritt, mehr noch auf Erfolg und Anerkennung als spezialisierte, im Kreise der akademischen Wissenschaften angesehene Berufsgruppe (Mikl-Horke 2007: 209). Die Wiener Gesellschaft veranstaltete, anders als die DGS, die sich als akademisch *geschlossener* Verein verstand, *öffentliche* Vorträge mit Referenten aus dem In- und Ausland, die international Beachtung fanden. Die Themen waren breit gestreut und behandelten wissenssoziologische, ökonomische, rechtssoziologische und -philosophische, energetische, politische, kulturhistorische, sozialpolitische und sozialphilosophische Fragen (ebd.: 179 f.). Das war insofern ungewöhnlich, als es seinerzeit vor allem darum ging, die Soziologie als anerkannte Fachwissenschaft in den akademischen Hochschulbetrieb zu integrieren. Die Situation stellt sich heute anders dar. Sie ist etabliert und kann sich fachübergreifenden Fragestellungen öffnen. In dieser neuen Aufgabenkonstellation hätte Goldscheid durchaus seinen Platz gefunden, was man von vielen Zeitgenossen nicht behaupten kann.

Wir erleben gegenwärtig einen Funktions- und Bedeutungswandel dessen, was wir bisher gemeinhin unter Wissenschaft verstanden haben, ein Prozessgeschehen, das in der einschlägigen Literatur als Übergang von der akademischen zur postakademischen Wissenschaft bezeichnet wird (Nowotny, Scott, Gibbons 2002; Ziman 2002). Forschung, Entwicklung und Anwendung verschmelzen miteinander. Externe Zwecksetzungen werden zum Entwicklungsleitfaden der Theoriebildung, ein Sachverhalt, der zweierlei beinhaltet: Zum einen wird die Theoriebildung für spezielle Problembereiche der Gesellschaft – etwa für die Krebsforschung, die Umweltforschung, die Lärmforschung, die Klimaforschung – die allgemeine Form, in der Wissenschaft ihre Beziehung auf externe Zwecke realisiert. Zum anderen erfolgt hierdurch eine weitere Verwissenschaftlichung der bearbeiteten Gegenstandsbereiche selbst und nicht lediglich eine Anwendung von vorab gewonnenen theoretischen Erkenntnissen auf diese Bereiche. Wissenschaftliche Experimente haben die geschlossenen Räume der Laboratorien verlassen (Groß, Hoffmann-Riem, Krohn 2005). Sie werden heute im Maßstab 1:1 und in Echtzeit durchgeführt. Ob Fukushima, Ozonloch, Contergan oder

Rinderwahnsinn, in allen Fällen hat die traditionelle Unterscheidung zwischen »wissenschaftlichen Laboratorien«, die drinnen mit Theorien und Phänomenen experimentieren, und einer »politischen Situation« außerhalb, in der Nicht-Experten mit Werten, Meinungen und Leidenschaften agieren, an Bedeutung verloren. »Wir sind jetzt alle in kollektive Experimente verstrickt, in denen menschliche und nicht-menschliche Wesen zusammengemengt werden.« Latour (2001: 31) schrieb diese Zeilen 1999; in kaum zu ignorierender Augenfälligkeit erhielten sie ihre Bestätigung dreißig Jahre später in der weltweiten Corona-Seuche. Für Latour ist die Gesellschaft selbst, in ihrer Gänze, zu einem riesigen Labor geworden. Ihm zufolge befinden wir uns gegenwärtig in einem Transformationsprozess, der charakterisiert ist

»durch den Wechsel von einer Kultur der »Wissenschaft« zu einer Kultur der »Forschung«. Wissenschaft ist Gewissheit, Forschung ist Ungewissheit. Wissenschaft soll kalt, rein (»straight«) und distanziert sein. Forschung ist warm, involviert und riskant. Wissenschaft setzt den spontanen Einfällen (»vagaries«) menschlicher Dispute ein Ende. Forschung provoziert Kontroversen. Wissenschaft produziert Objektivität, indem sie so weit wie möglich den Fängen der Ideologie, der Leidenschaften und Emotionen zu entkommen trachtet, Forschung benötigt all das, um sich den Objekten ihrer Begierde nicht zu entfremden« (Latour 1998: 208).

In der Sichtweise der überkommenen Wissenschaft »folgt das Handeln auf das Wissen, ohne ihm viel hinzuzufügen: Wissen wird angewandt und verwirklicht. Die Experten haben beraten. Sie haben sich auf den besten Weg geeinigt. Handeln ist nicht viel mehr als die Umsetzung des Wissens in der wirklichen Welt draußen.« (Latour 2001: 31) Diese Sichtweise entspricht einem Wissenschaftsmodell, das der gegenwärtigen Situation immer weniger gerecht wird. Heute besteht Handeln nicht mehr »in der Verwirklichung oder Umsetzung eines Plans, sondern in der Erkundung unbeabsichtigter Folgen einer provisorischen und revidierbaren Version eines Projekts.« (ebd.) In dieser Konstellation ist der alles wissende Experte als unhinterfragbare Autoritätsperson im Verschwinden begriffen. An seine Stelle tritt und muss treten der »Mitforscher«. Als Konsumenten, Aktivisten oder Bürger sind wir nun alle Mitforscher. Selbstverständlich gibt es Unterschiede, doch nicht den Unterschied zwischen den Wissensproduzenten und denen, die von deren Anwendungen bombardiert werden. Wissenschaftspolitik, die ein spezialisierter bürokratischer Bereich war, der einige hundert Leute interessierte, ist nun zu einem wesentlichen Recht der neuen Bürgerschaft geworden. Die Souveränität über Forschungsprogramme ist zu wichtig, um sie den Spezialisten zu überlassen

(Latour 2001: 31). Knie und Simon formulieren diesen Trend etwas prosaischer: Zwar wird weiterhin

»disziplinär geforscht und im *Peer Review* validiert, aber parallel arbeiten Wissenschaftler zunehmend mit Wissensträgern aus anderen gesellschaftlichen Bereichen wie etwa der Politik, Wirtschaft oder Zivilgesellschaft zusammen, um nicht nur theoretisch schlüssige und von den *Peers* akzeptierte, sondern auch gerade für komplexe Problemlagen praktisch umsetzbare Lösungsvorschläge zu entwickeln. Dies geschieht unter anderem in sogenannten Reallaboren, Experimentierräumen, Kommissionen oder auch ganz informell.« (Knie, Simon 2020: 52)

Wissenschaftspolitik ist heute Gesellschaftspolitik, so wie Gesellschaftspolitik heute Wissenschaftspolitik ist; in dieser Hinsicht kann Latour durchaus als ein später Gewährsmann der Soziologie Goldscheids angesehen werden.

Davon, dass Goldscheid sich auch in das aktuelle politische Tagesgeschehen einmischte, gibt ein 1926 von ihm veröffentlichter Zeitungsartikel Auskunft, in dem er die Universitäten als »Brutstätten der Reaktion« bezeichnete, was zum Abbruch der seit 1922 bestehenden renommierten »Wiener Internationalen Hochschulkurse« durch die empörten Professoren führte (Stadler 1997: 565). Den Hintergrund bildeten antisemitische und antidemokratische Ausschreitungen und Diffamierungen rechtskonservativer Studenten- und Hochschullehrerkreise an der Wiener Universität, die schließlich in der Ermordung Moritz Schlicks kulminierten.¹² Bereits 1923 hatte Goldscheid, basierend auf seinen finanzsoziologischen Überlegungen (2020e), gemeinsam mit dem deutschen Wirtschaftswissenschaftler Robert Kuczynski ein offenes Schreiben an den deutschen Reichskanzler Gustav Stresemann gerichtet mit Vorschlägen zur Sanierung des Staatshaushaltes, das in einigen Berliner Tageszeitungen, unter anderem im sozialdemokratischen »Vorwärts« abgedruckt wurde (Fritz 2007: 76).

Aufgrund seiner vielfältigen Aktivitäten im Überlappungsbereich von Wissenschaft und Gesellschaft lässt sich Rudolf Goldscheid deshalb mit Recht als Vorläufer einer *Citizen Science* oder, um mit Michael Burawoy (2015) zu sprechen, als *Public Sociologist* bezeichnen. In Beantwortung der Frage »Warum Rudolf Goldscheid soziologische Gesellschaften gründete« charakterisiert Witrisal dessen »Soziologie als wertbasierte und praxisbezo-

¹² Moritz Schlick war Nachfolger Ernst Machs auf dem Lehrstuhl für Naturphilosophie der Universität in Wien, Begründer und einer der führenden Köpfe des »Wiener Kreises«. Er wurde 1936 von einem Studenten auf der so genannten »Philosophenstiege« im Gebäude der Wiener Universität erschossen.

gene Wissenschaft« (2018: 42). Das entsprach durchaus den wissenschaftspolitischen Vorstellungen der Soziologischen Gesellschaft in Wien. Ihr ging es, anders als in der durch den Werturteilsstreit blockierten DGS, um Gestaltungsfragen der Zukunft, getragen von einer sozialreformerisch orientierten Mischung aus liberalem und sozialistischem Gedankengut. Goldscheid war sich aufgrund der interdisziplinären Wiener Diskussionszusammenhänge bewusst (Mikl-Horke 2007: 103 ff.), dass es mit der »Zuschauertheorie des Wissens« (Dewey 2001) spätestens seit Newton vorbei war. Die Aufgabe des Denkens bestand für ihn nicht mehr so sehr darin, sich den Merkmalen anzupassen, welche die vorgefundenen Tatbestände und Sachverhalte schon besitzen, sondern sie als Möglichkeiten zu betrachten, was aus ihnen durch menschliche Intervention werden könnte. »Eine Erkenntnis, die lediglich eine Verdoppelung dessen, was ohnehin schon in der Welt existiert, in Gestalt von Ideen ist, gewährt uns vielleicht die Befriedigung, die eine Photographie bietet, aber das ist auch schon alles.« Der Satz stammt nicht von Goldscheid, sondern von Dewey (ebd.: 140), einem Zeitgenossen, aber er könnte durchaus von ihm sein. Eine Wissenschaft, die sich auf »reine Erkenntnis« zurückzieht, begibt sich Goldscheid zufolge nicht nur des Anspruches, *Richtungen* gesellschaftlicher Entwicklungen vorzugeben und Zukünfte mitzugestalten, sondern läuft überdies Gefahr, zur Verfestigung und Legitimation historisch überholter Macht- und Herrschaftsstrukturen beizutragen. Mit Recht lässt er sich deshalb auch als ein *Scientist for Future* bezeichnen.

Literatur

- Albert, Hans 1967: Marktsoziologie und Entscheidungslogik. Ökonomische Probleme in soziologischer Perspektive. Neuwied und Berlin: Luchterhand.
- Bammé, Arno 2018: Ferdinand Tönnies. Eine Einführung. Marburg: Metropolis.
- Bammé, Arno 2020a: Die vierte Singularität. Perspektiven einer soziologischen Zeitdiagnostik. Marburg: Metropolis.
- Beck, Ulrich / Giddens, Anthony / Lash, Scott 2014: Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bickel, Cornelius 2006: Tönnies und Becks »Zweite Moderne«. In Uwe Carstens / Lars Clausen / Frank Osterkamp / Carsten Schlüter-Knauer (Hg.) 2006: Neuordnung der sozialen Leistungen. Norderstedt: BoD, 197–209.
- Binswanger, Hans Christoph 1985: Geld und Magie. Deutung und Kritik der modernen Wirtschaft anhand Goethes *Faust*. Stuttgart: Edition Weibrecht.

- Binswanger, Hans Christoph / Studer, Hans-Peter 2009: Von der Illusion einer unendlichen Welt. Ein Interview. In Arno Bammé / Wilhelm Berger / Caroline Gerschlager / Luise Gubitzer (Hg.), *Der kalte Blick der Ökonomie*. Band 1, Marburg: Metropolis, 173–191.
- Bourdieu, Pierre et al. 2010: *Das Elend der Welt*. Gekürzte Studienausgabe. Konstanz: UVK.
- Burawoy, Michael 2015: *Public Sociology. Öffentliche Soziologie gegen Marktfundamentalismus und globale Ungleichheit*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Deichsel, Alexander 2020: *Von Tönnies her gedacht. Soziologische Skizzen*. München, Wien: Profil.
- Dewey, John 2001 [1929]: *Die Suche nach Gewissheit. Eine Untersuchung des Verhältnisses von Erkenntnis und Handeln*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dopfer, Kurt 2001: *Evolutionary Economics. Program and Scope*. Boston: Kluwer.
- Dopfer, Kurt 2009: *Evolutionsökonomie. Aktualisierung von innovativen Potentialen*. In Arno Bammé / Wilhelm Berger / Caroline Gerschlager / Luise Gubitzer (Hg.), *Der kalte Blick der Ökonomie*. Band 1, Marburg: Metropolis, 193–239.
- Exner, Gudrun 2004: *Rudolf Goldscheid (1870–1931) and the Economy of Human Beings*. *Vienna Yearbook of Population Research*, vol. 2, 283–301.
- Exner, Gudrun 2013: *Die Soziologische Gesellschaft in Wien (1907–1934) und die Bedeutung Rudolf Goldscheids für ihre Vertragstätigkeit*. Wien: new academic press.
- Fischbeck, Hans-Jürgen / Schmidt, Jan C. 2002: *Wertorientierte Wissenschaft. Perspektiven für eine Erneuerung der Aufklärung*. Berlin: edition sigma.
- Fleck, Christian 1990: *Rund um »Marienthal«*. Von den Anfängen der Soziologie in Österreich bis zur Vertreibung. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik.
- Fleischhacker, Jochen 2002: *Menschen- und Güterökonomie. Anmerkungen zu Rudolf Goldscheids demoökonomischen Gesellschaftsentwurf*. In Mitchell G. Ash / Christian H. Stifter (Hg.): *Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit. Von der Wiener Moderne bis zur Gegenwart*. Wien: facultas, 207–229.
- Fritz, Wolfgang 2007: *Rudolf Goldscheid, der Erfinder der Finanzsoziologie, sein Leben und seine Zeit*. In Wolfgang Fritz / Gertraude Mikl-Horke, *Rudolf Goldscheid – Finanzsoziologie und ethische Sozialwissenschaft*. Wien: LIT, 1–85.
- Funtowicz, Silvio O. / Ravetz, Jerome R. 1993: *The Emergence of Post-Normal Science*. In René von Schomberg (Hg.): *Science, Politics and Morality. Scientific Uncertainty and Decision Making*. Dordrecht, Boston, London: Kluwer, 85–123.
- Gerhardt, Volker / Nida-Rümelin, Julian (Hg.) 2010: *Evolution in Natur und Kultur*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Goldscheid, Rudolf 1906: *Verelendungs- oder Meliorationstheorie?* Berlin: Verlag der Sozialistischen Monatshefte.
- Goldscheid, Rudolf 1909: *Darwin als Lebenselement unserer modernen Kultur*. Wien, Leipzig: Heller.

- Goldscheid, Rudolf 2018 [1906]: Der Richtungsbegriff und seine Bedeutung für die Philosophie. In Rudolf Goldscheid, *Entwicklungstheorie, Finanzsoziologie, Menschenökonomie. Narrative einer anderen Soziologie*. Marburg: Metropolis, 276–304.
- Goldscheid, Rudolf 2020a [1911]: *Höherentwicklung und Menschenökonomie. Grundlegung der Sozialbiologie*. München und Wien: Profil.
- Goldscheid, Rudolf 2020b [1905]: *Grundlinien zu einer Kritik der Willenskraft. Willenstheoretische Betrachtung des biologischen, ökonomischen und sozialen Evolutionismus*. München, Wien: Profil.
- Goldscheid, Rudolf 2020c [1902]: *Zur Ethik des Gesamtwillens. Eine sozialphilosophische Untersuchung*. München, Wien: Profil.
- Goldscheid, Rudolf 2020d [1908]: *Entwicklungswerttheorie, Entwicklungsökonomie, Menschenökonomie. Eine Programmschrift*. München, Wien: Profil.
- Goldscheid, Rudolf 2020e [1917]: *Staatssozialismus oder Staatskapitalismus. Schriften zur Finanzsoziologie*. München, Wien: Profil.
- Göpel, Maja 2020: *Unsere Welt neu denken. Eine Einladung*. Berlin: Ullstein.
- Groß, Matthias / Hoffmann-Riem, Holger / Krohn, Wolfgang 2005: *Realexperimente. Ökologische Gestaltungsprozesse in der Wissensgesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Gumplowicz, Ludwig 1883: *Der Rassenkampf*. Innsbruck: Wegner.
- Gumplowicz, Ludwig 1885: *Grundriss der Soziologie*. Wien: Manz.
- Habermas, Jürgen 1981: *Theorie des kommunikativen Handelns*. Zwei Bände. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen 1984: *Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen 2001: *Die Zukunft der menschlichen Natur. Auf dem Weg zu einer liberalen Eugenik?* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Haller, Max (Hg.) 2018: *Aktuelle Probleme der Finanzsoziologie. Die Fragestellungen von Rudolf Goldscheid heute*. Wien: LIT.
- Hickel, Rudolf (Hg.) 1976: *Rudolf Goldscheid, Joseph Schumpeter. Die Finanzkrise des Steuerstaates. Beiträge zur Ökonomie der Staatsfinanzen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Immler, Hans 1989: *Vom Wert der Natur*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Immler, Hans 2017: *Die Versöhnung von Natur und Wirtschaft ist möglich*. Marburg: Metropolis.
- Jonas, Hans 1979: *Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jurt, Joseph 2008: *Bourdieu*. Stuttgart: Reclam.
- Jurt, Joseph 2012: *Frankreichs engagierte Intellektuelle. Von Zola bis Bourdieu*. Göttingen: Wallstein.
- Kaesler, Dirk 2005: *Aktuelle Theorien der Soziologie. Von Shmuel N. Eisenstadt bis zur Postmoderne*. München: Beck.

- Kapp, K. William 1988: Soziale Kosten der Marktwirtschaft. Frankfurt am Main: Fischer.
- Kiss, Gabor 1990: Grundzüge und Entwicklung der Luhmannschen Systemtheorie. Stuttgart: Enke.
- Knie, Andreas / Simon, Dagmar 2020: »Wissenschaft und Politik stehen gemeinsam in der Verantwortung«. WZB-Mitteilungen 169, 52.
- Knoepffler, Nikolaus / Kunzmann, Peter / Pies, Ingo / Siegetsleitner, Anne (Hg.) 2006: Einführung in die angewandte Ethik. Freiburg: Alber.
- Latour, Bruno 1998: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Frankfurt am Main: Fischer.
- Latour, Bruno 2001: Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lepenies, Wolf 1988: Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft. Reinbek: Rowohlt.
- Luhmann, Niklas 1987: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mayr, Ernst 1989: Die Darwinsche Revolution und die Widerstände gegen die Evolutionstheorie. Naturwissenschaftliche Rundschau, 42. Jg., Heft 7, 255–265.
- Mikl-Horke, Gertraude 2004: Max Weber und Rudolf Goldscheid. Kontrahenten in der Wendezeit der Soziologie. Sociologia Internationalis, 42. Jg., Heft 2, 265–286.
- Mikl-Horke, Gertraude 2007: Vergessene Hoffnungen – Rudolf Goldscheids Soziologie. In Wolfgang Fritz / Gertraude Mikl-Horke, Rudolf Goldscheid – Finanzsoziologie und ethische Sozialwissenschaft. Wien: LIT, 87–223.
- Mohr, Hans 1987: Natur und Moral. Darmstadt: WBG.
- Mohr, Hans 1989: Biologische und kulturelle Evolution der Moral. Naturwissenschaftliche Rundschau, 42. Jg., Heft 4, 127–134.
- Neef, Katharina 2012: Die Entstehung der Soziologie aus der Sozialreform. Eine Fachgeschichte. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Nowotny, Helga / Scott, Peter / Gibbons, Michael 2002: Re-Thinking Science. Knowledge and the Public in an Age of Uncertainty. Cambridge: Polity Press.
- O'Connor, James 1974: Die Finanzkrise des Staates. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Peukert, Helge 2009: Rudolf Goldscheid. Menschenökonom und Finanzsoziologie. Frankfurt am Main: Lang.
- Schurz, Gerhard 2011: Evolution in Natur und Kultur. Eine Einführung in die verallgemeinerte Evolutionstheorie. Heidelberg: Spektrum.
- Schwinger, Markus 1995: Bourdieu zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Sedláček, Tomáš 2012: Die Ökonomie von Gut und Böse. München: Hanser.
- Skidelsky, Edward / Skidelsky, Robert 2013: Wie viel ist genug? Vom Wachstumswahn zu einer Ökonomie des guten Lebens. München: Kunstmann.
- Stadler, Friedrich 1997: Studien zum Wiener Kreis. Ursprung, Entwicklung und Wirkung des Logischen Empirismus im Kontext. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Thielemann, Ulrich 2009: Wirtschaftsethik heißt Grundlagenreflexion. In Arno Bammé / Wilhelm Berger / Caroline Gerschlager / Luise Gubitzer (Hg.), *Der kalte Blick der Ökonomie*. Band 2, Marburg: Metropolis, 761–782.
- Thomasberger, Claus 2011: »Sein und Bewusstsein«. Propaganda und »objektive Realität« in den neoliberalen Gesellschaften. In Walter Otto Ötsch / Katrin Hirte / Jürgen Nordmann (Hg.), *Gesellschaft! Welche Gesellschaft?* Marburg: Metropolis, 61–91.
- Tönnies, Ferdinand 1932: Das Breslauer Ereignis. *Vossische Zeitung* vom 31. Dezember 1932, 1–2.
- Tönnies, Ferdinand 2009 [1905]: Zur naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre. In Ferdinand Tönnies, *Schriften und Rezensionen zur Anthropologie*. München, Wien: Profil, 92–356.
- Tönnies, Ferdinand 2017 [1887]: *Gemeinschaft und Gesellschaft*. Grundbegriffe der reinen Soziologie. München, Wien: Profil.
- Tönnies, Ferdinand 2019 [1907]: *Die Entwicklung der sozialen Frage*. München, Wien: Profil.
- Tönnies, Ferdinand 2020a [1931/32]: Rudolf Goldscheid (1870–1931). Ein Nekrolog. In Ferdinand Tönnies, *Soziologische Schriften 1929–1936*. München, Wien: Profil, 433–440.
- Tönnies, Ferdinand 2020b [1933]: Über die Lehr- und Redefreiheit. In Ferdinand Tönnies, *Soziologische Schriften 1929–1936*. München, Wien: Profil, 571–584.
- Touraine, Alain 1999: *Comment sortir du néolibéralisme?* Paris: Fayard.
- Touraine, Alain 2000: *Sociologie de l'action*. Paris: Seuil.
- Touraine, Alain 2015: *Nous, Sujets humains*. Paris: Seuil.
- Uekötter, F. 2011: *Am Ende der Gewissheiten. Die ökologische Frage im 21. Jahrhundert*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Ulrich, Peter 2016: *Integrative Wirtschaftsethik. Grundlagen einer lebensdienlichen Ökonomie*. Bern: Haupt.
- Vollmer, Gerhard 1999: Wollen – Können – Dürfen. In Dieter Neumann / Arno Schöppe / Alfred K. Tremel (Hg.), *Die Natur der Moral. Evolutionäre Ethik und Erziehung*. Stuttgart: Hirzel, 211–227.
- Weber, Max 1980 [1922]: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr (Siebeck).
- Weber, Max 1998: *Gesamtausgabe Abt. II, Briefe 1911–1912, Band 7, 2. Halbband*, Tübingen: Mohr (Siebeck).
- Welsch, Wolfgang 1991: *Unsere postmoderne Moderne*. Weinheim: VCH.
- Witrisal, Georg 2018: Zum Verhältnis von Wissenschaft und politischem Engagement. Warum Rudolf Goldscheid soziologische Gesellschaften gründete. In Max Haller (Hg.), *Aktuelle Probleme der Finanzsoziologie. Die Fragestellungen von Rudolf Goldscheid heute*. Wien: LIT, 41–52.
- Wuketits, Franz M. 2012: *Zivilisation in der Sackgasse. Plädoyer für eine artgerechte Menschenhaltung*. Murnau: Mankau.
- Zima, Peter V. 1989: *Ideologie und Theorie. Eine Diskurskritik*. Tübingen: Francke.

- Zima, Peter V. 2001: *Moderne/Postmoderne. Gesellschaft, Literatur, Philosophie*. Tübingen: UTB.
- Zima, Peter V. 2016: *Die Dekonstruktion. Einführung und Kritik*. Tübingen: UTB.
- Zima, Peter V. 2020: *Soziologische Theoriebildung. Ein Handbuch auf dialogischer Basis*. Tübingen: UTB.
- Ziman, John M. 1996: »Post-Academic Science«: Constructing Knowledge with Networks and Norms. *Science Studies*, vol. 9, no.1, 67–80.
- Ziman, John M. 2002: *Real Science. What it is, and what it means*. Cambridge: University Press.

Soziologie auf Distanz studieren

Studierendenperspektiven auf *Distance Learning* während der COVID-19-Pandemie

Bianca Prietl, Ursula Rami

Einleitung

Dieser Beitrag handelt davon, wie Studierende des Bachelorstudiums Soziologie an einer österreichischen Universität das im Zuge der Pandemiebewältigung verordnete »digitale Semester« im Frühjahr und Sommer 2020 erleben. Es geht also um die Perspektiven von Soziologiestudierenden auf sogenanntes *Distance Learning* und was es für diese bedeutet, Soziologie auf Distanz zu studieren. Unter *Distance Learning* oder Fernlehre verstehen wir Lehr- bzw. Lernformate, in denen der Hochschulunterricht ohne physische Ko-Präsenz am Campus, sondern (primär) vermittelt über digitale Technologien stattfindet (Moore, Dickson-Deane, Galyen 2011), also vormalig direkte Kommunikation durch indirekte, nämlich technisch mediatisierte Kommunikationsformen ersetzt wird (Schultz 2001). Die Basis für die Untersuchung bilden 27 qualitative leitfadengestützte Interviews mit Soziologiestudierenden. Die Umstellung auf Fernlehre erfolgte Mitte März 2020 im anlaufenden Sommersemester¹ ebenso plötzlich wie der zeitgleich einsetzende erste »harte Lockdown« in Österreich. Das Erlebte entspringt somit weder einem geplanten Einsatz digitaler Lehr-/Lernformate noch der selbstgewählten Entscheidung für ein Fernstudium (Kozimor 2020). Dennoch eröffnet diese Situation unseres Erachtens die Chance, etwas über die praktischen Erfahrungen mit der seit Langem diskutierten (und mitunter politisch geforderten),

¹ Das Sommersemester beginnt in Österreich am 1. März und in der Regel starten die Lehrveranstaltungen zur selben Zeit.

aber bislang zögerlich und wenig integriert vorangetriebenen Digitalisierung der (soziologischen) Hochschullehre zu lernen.²

Obwohl ein Großteil der Beforschten dem *Distance Learning* im Rückblick einige Vorzüge abgewinnen konnte und von gelungenen Online-Lehrveranstaltungen berichtete, wünschten sich viele eine Rückkehr zum Präsenzstudium (auch Schober et al. 2020). Dies wurde in erster Linie damit begründet, dass in der Fernlehre »das ganze Soziale fehlt« bzw. allgemeiner, dass beim Umstieg auf *Distance Learning* viel »verloren geht«. Vor diesem Hintergrund werden wir zuerst die (noch) überschaubare Forschungslage zu Studierendenerfahrungen mit der Umstellung auf Fernlehre im Kontext der COVID-19-Pandemie im Sinne einer theoretischen Sensibilisierung sondieren (Strauss, Corbin 1996: 25 f., 33 f.). Nach einer Darstellung unserer empirischen Grundlage setzen wir uns im Hauptteil dieser explorativ angelegten Analyse damit auseinander, was gemeint ist, wenn im Datenmaterial wiederholt ein Verlust »des Sozialen« beklagt wird. Dies nehmen wir weiter zum Anlass, danach zu fragen, inwiefern »das Digitale« nicht als gleichwertiger Ersatz für face-to-face Austausch erlebt wird. Bevor wir im abschließenden Fazit Lehren für zukünftige Digitalisierungsvorhaben der (soziologischen) Hochschullehre ableiten, werden wir auf berichtete Vorzüge des *Distance Learning* aus Studierendenperspektive eingehen.

In Zeiten der Pandemie (Soziologie) auf Distanz studieren

Bislang gibt es – zwangsläufig – kaum Untersuchungen, wie (Soziologie-) Studierende das sogenannte »Corona-Semester« erlebten.³ Eine an der Universität Wien durchgeführte psychologische Studie zu den Erfahrungen von Studierenden mit dem »Lernen unter COVID-19-Bedingungen« (Schober et al. 2020) konstatierte im Mai 2020, dass nur 7 % der Befragten sehr oder

2 2019 gaben 14 % der deutschen Hochschulen an, eine Digitalisierungsstrategie zu haben (Expertenkommission Forschung und Innovation 2019 zitiert nach Deimann et al. 2020: 9). Die FernUniversität Hagen ist die einzige Universität im deutschsprachigen Raum, an der Soziologie im Bachelor wie Master im Fernstudium studiert werden kann.

3 Siehe Becker et al. (2020), Winde et al. (2020) und Kamin, Walden, Karsch (2021) zur Frage, wie die pandemiebedingte Umstellung auf *Distance Learning* von Lehrenden (in der Soziologie) erlebt wurde. Wie Hochschulen mit der Umstellung auf Fernlehre umgingen, reflektiert das technische Support-Team der TU Graz in Ebner et al. (2020).

ziemlich erfolgreich bei der Bewältigung des Studiums im sogenannten *Home Learning* seien. Neben einer allgemeinen Unsicherheit⁴ schienen vor allem die selbstständige Erarbeitung von Stoff, ein fehlender inhaltlicher Austausch sowie eine mangelnde soziale Einbindung Herausforderungen für die Studierenden darzustellen. Gleichzeitig wurden Autonomiegewinne der neuen Fernlehre als positiv eingeschätzt. Spätere Befragungsrunden zeichneten zwar ein deutlich zuversichtlicheres Bild, wiesen doch weiterhin auf bedenkliche Verwerfungen hin. Eine vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft e.V. in Zusammenarbeit mit McKinsey & Company durchgeführte Online-Umfrage unter mehr als 11.000 Studierenden an deutschen Hochschulen im Sommer 2020 kommt zu dem Schluss, dass zu diesem Zeitpunkt ein Großteil der Studierenden eine positive Bilanz des durch Fernlehre geprägten Sommersemesters zieht. Allerdings sei die Zufriedenheit im Vergleich zu dem in Präsenz stattfindenden Wintersemester deutlich und signifikant gesunken, sodass nur noch die Hälfte aller Studierenden mit ihrer Lernerfahrung (eher) zufrieden war (Winde et al. 2020: 4). Dies führen die Autor*innen auf »nicht akademische Aspekte des Studienlebens« zurück, insbesondere mangelnde Sozialkontakte zu anderen Studierenden, Motivations- und Konzentrationsschwierigkeiten sowie erhöhte Arbeitslast und Anforderungen an Selbstorganisation, aber auch vielfältige Unsicherheiten und finanzielle Sorgen (ebd.: 5). Dass Studierenden der Austausch mit Mitstudierenden während des »Corona-Semesters« stark fehlte, betonen auch andere Studien und weisen damit auf die Grenzen des digital vermittelten sozialen Austausches hin (Deimann et al. 2020: 14). Hinzu kommt, dass ein Fünftel der Studierenden in Deutschland ihre Wohnsituation bzw. technische Ausstattung als für digitale Lehre ungeeignet bewertet (Lörz et al. 2020: 4).

Einschlägige Studien betonen schon länger, dass nicht alle Studierenden in gleichem Maße über digitale Kompetenzen oder eine Affinität für digitale Technologien verfügten (Steffens, Schmitt, Aßmann 2017); vielmehr bedürften auch die vermeintlichen *Digital Natives* der Begleitung, Unterstützung und Weiterbildung, um eine bestmögliche Partizipation aller an der digitalen Fern-

4 Ca. ein Drittel der erwerbstätigen Studierenden, die ihrerseits über 60 % der Studierenden an österreichischen Hochschulen ausmachen, verlor pandemiebedingt die Arbeit. Die Situation wird verschärft durch den hohen Anteil an geringfügig beschäftigt Studierenden, die im Kündigungsfall weder Anspruch auf Arbeitslosengeld noch Kurzarbeit haben. Gleichzeitig wurden Forderungen, die Studiengebühren zu erlassen, nicht aufgegriffen (Gruber, Ordinaireteur 2020: 436).

lehre zu gewährleisten. Soziale Medien spielten zwar schon länger eine wichtige Rolle im Alltag von Studierenden, jedoch vornehmlich zur Beschaffung und tendenziell passiven Konsumtion von Informationen oder zur Kommunikation untereinander; weniger verbreitet ist ihre Nutzung im Sinne des Web 2.0 mit seinem *user generated content* (Persike, Friedrich 2016).

Die Erfahrungen von Studierenden der *Soziologie* im ersten Semester der COVID-19-Pandemie standen im Zentrum einer Umfrage an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Die Studienautor*innen betonen, dass die befragten Studierenden nach anfänglichen Schwierigkeiten zwar im Großen und Ganzen zufrieden mit der Realisierung der Fernlehre waren, jedoch einen erheblichen Mehraufwand beklagten und sich eine stärkere Diversifizierung der verwendeten Lehrformen und -formate, der eingesetzten digitalen Tools und bei der Erbringung von Studien- und Prüfungsleistungen wünschten (Becker et al. 2020: 691 ff.). Weitere Einblicke in das Erleben von Soziologiestudierenden während des Sommersemesters 2020 gibt eine quantitative Online-Umfrage, die unter 66 Studierenden in zwei Soziologieeinführungskursen an einer US-amerikanischen Universität durchgeführt wurde (Gillis, Krull 2020). Diese ebenfalls nicht-repräsentativen Ergebnisse weisen darauf hin, dass asynchrone Formate wegen ihrer Flexibilität als zugänglicher gewertet wurden, den Befragten aber als wenig unterhaltsam galten. Internetzugang und technische Ausstattung stellten die größte Hürde für erfolgreiche Partizipation dar; hinzu kamen Unsicherheiten bezüglich Arbeits- und Wohnsituation, Ängste und Motivationsschwierigkeiten – Herausforderungen, von denen nicht-weiße, weibliche und Studierende aus Nicht-Akademiker*innenfamilien stärker betroffen waren (ebd.: 295). Positiv bewertet wurden demgegenüber vor allem die Balance aus Strukturiertheit und Flexibilität in der Organisation und Durchführung der Fernlehre, eine verlässliche Kommunikation von Seiten der Lehrenden sowie die Möglichkeit über Gruppenarbeiten in (sozialem) Austausch mit Kommiliton*innen zu bleiben (ebd.: 293 f.).

Empirisches Vorgehen und Datengrundlage

Die empirische Basis für diesen Beitrag bilden 27 qualitative leitfadengestützte Interviews mit Studierenden des Bachelor Soziologie einer österreichischen Universität, die im Rahmen zweier Lehrforschungsprojekte im

Sommersemester 2020 unter Anleitung der Autorinnen durchgeführt wurden. Beide Lehrforschungsprojekte hatten – trotz im Detail unterschiedlicher Zuschnitte – das Ziel zu untersuchen, wie Studierende die noch nie zuvor dagewesene Situation der flächendeckenden Aussetzung von Präsenzlehrveranstaltungen und deren Ersatz durch *Distance Learning* erlebten. Im Zentrum der offen angelegten und flexibel eingesetzten Interviewleitfäden standen Fragen danach, welche Erfahrungen die interviewten Soziologiestudierenden mit der Fernlehre gemacht hatten, was sie als vor- und nachteilig erlebten und was sie sich für die zukünftige Gestaltung der Hochschullehre wünschten.

Insgesamt wurden 19 Frauen und 8 Männer im Alter zwischen 21 und 43 Jahren interviewt. Diese Interviews dauerten zwischen 13 und 60, durchschnittlich 36 Minuten. Aufgrund von Kontakt- und Verkehrsbeschränkungen wurde der Großteil der Interviews mittels digitaler Konferenztools, wie Zoom oder MS Teams, *remote* durchgeführt; einige wenige fanden in physischer Ko-Präsenz statt. Die Interviews wurden in der Regel per Smartphone aufgezeichnet und anschließend wörtlich und in Standarddeutsch transkribiert. Für den vorliegenden Beitrag wurden diese Transkripte von den Autorinnen einer eigenständigen computerunterstützten Analyse mit MAXQDA unterzogen (Strauss, Corbin 1996). In einem ersten Schritt wurde offen induktiv kodiert. Dabei stellte sich die Kategorie ›Verlust des Sozialen‹ als zentral heraus. Diese Verlusterzählungen standen sodann im Zentrum eines weiteren, axial-selektiven Kodierschrittes.

Studieren ist mehr als ECTS-Punkte-Erwerben

Auf die Frage, wie Studierende *Distance Learning* in ihrem Soziologiestudium erlebten, lautete die häufigste und nicht selten erste Antwort in der einen oder anderen Form, dass ›das ganze Soziale gefehlt habe‹. Vor dem Hintergrund, dass fehlender bzw. mangelnder oder ungenügender sozialer Austausch auch in den vorliegenden Studien zum Studierenden(er)leben während der COVID-19-Pandemie prominent behandelt wird, gehen wir in diesem Abschnitt der Frage nach, was die interviewten Studierenden mit dem ›Verlust des Sozialen‹ meinen, das heißt, welche Aspekte von Sozialität Studieren für sie aufweist und inwiefern diese durch *Distance Learning* herausgefordert werden.

Der Campus als soziale Begegnungs- und Netzwerkinfrastruktur

Vordergründig betrachtet stellt der Campus einer Universität vor allem die (architektonisch-technische) Infrastruktur für Lehren und Lernen zur Verfügung, von Seminarräumen und Vorlesungssälen über Computerarbeitsplätze und Lernzonen bis hin zu (Fach-)Bibliotheken. Die anfänglich komplette Schließung des Campus für Studierende wie akademisches und Verwaltungspersonal bedauerten insbesondere jene Interviewpartner*innen, die entweder über keinen adäquaten Arbeitsplatz in ihrem Zuhause verfügten (bzw. diesen mit anderen Personen im Haushalt teilen mussten) und/oder den Einbruch der Trennung von Arbeits- (= Studiums-) und Privatbereich als herausfordernd empfanden. Während andere den Wegfall von Lern- und Arbeitsinfrastrukturen im engeren Sinn kaum beklagten, fanden sich in allen Interviews Hinweise darauf, dass das Kollabieren eines durch den universitären Campus konstituierten *Sozialraums* als erhebliche Einbuße erlebt wurde.

Wie die nachfolgenden Interviewausschnitte exemplarisch demonstrieren, stellt der Campus für Studierende einen Ort der Vergemeinschaftung und des Aufbaus wie der Pflege von sozialen Kontakten und Netzwerken dar. Genauer: Der Campus konstituiert eine Gelegenheitsstruktur für den niedrigschwelligen und informellen Austausch, wie er gerade durch zufällige Begegnungen ermöglicht wird, und erlaubt so die Pflege auch loser Beziehungen:

»Aber man hat natürlich vor der Vorlesung und nach der Vorlesung und zwischen Vorlesungen, um irgendwelche Sachen zu besprechen oder einfach nur schlicht, weil man es kann, sich auf einen Kaffee zusammengesetzt. Und das ist, naja das fehlt mir. Es war total nett, weil du nicht nur auf die Uni fährst, um eben dort deinen Arbeitsplatz zu nutzen, sondern es ist halt gleichzeitig dieser Austauschpunkt von sozialen Interaktionen. Und das war einfach immer schön. Man ist eingebunden in eine gewisse Art Community.« (FoPra G2_IV2: Absatz 40)

»An der Uni hat man vorher, wie sagt man, ein soziales Netzwerk von Leuten. Die hat man immer irgendwie an der Uni getroffen. Man war befreundet, aber vielleicht außerhalb der Uni hat man sich nicht gesehen [...]. Man hat [jetzt; BP, UR] viel weniger Kontakt, das heißt, das soziale Leben geht da sehr weit runter. Nur Gruppen, die das selbst organisiert haben, also jetzt in meinem Umfeld, meines deutschen Freundeskreises, haben dann eigene Chatserver, Discord, eingerichtet. [...] Aber das waren nur die starken Beziehungen, bei schwachen Beziehungen, jemand der sagt: Hey, wir trinken mal einen Kaffee an der Uni, wenn wir uns sehen, oder wir treffen uns zum Essen. [...] Diese ganzen schwachen Beziehungen, mit denen hat man nichts mehr zu tun gehabt.« (FoPra G4_IV4: Absatz 24)

Besonders deutlich zeigt sich die vergemeinschaftende Funktion des Campus, wenn manche der Interviewten den Wunsch formulierten, »dass die Professoren vielleicht extra Zoom-Einrichtungen gemacht hätten, dass man sich so noch treffen könnte, nicht nur für eine Vorlesung, dass man so auch noch in Kontakt bleiben könnte, auch mit anderen Studenten, nicht nur dem persönlichen Freundeskreis.« (FoPra G4_IV8: Absatz 19) Und auch die von manchen Studierenden benannten desintegrierenden Effekte der Campus-schließung deuten darauf hin, wie wichtig die durch den Campus etablierte soziale Begegnungs- und Netzwerkinfrastruktur dafür ist, dass sich Studierende als Teil der universitär-akademischen Gemeinschaft fühlen und eben nicht »ein bisschen ausgeschlossen [...] von der Uni irgendwie.« (FoPra G3_IV3: Zeile 2677)

Studieren als Auseinandersetzung mit anderen (Positionen)

Viele Interviewpartner*innen betonten, dass Studieren und Wissenserwerb auf universitärem Niveau für sie darin bestehe, in der diskursiven – und mitunter kritischen – Auseinandersetzung mit anderen »zu lernen«. Als Kontrastfolie machten einige ein Verständnis von schulischem Lernen deutungsmächtig, das sich stärker durch eine beinahe passive Aneignung von Inhalten und deren »korrekte« Wiedergabe auszeichne, während Wissenserwerb – insbesondere im Soziologiestudium – als ein aktiver Aneignungsprozess beschrieben wurde, der wesentlich von der Auseinandersetzung vor allem im Rahmen von Seminardiskussionen lebt. Diese Form des gemeinsamen Diskutierens, des sich mit unterschiedlichen Perspektiven Konfrontierens bzw. Konfrontieren Lassens kam im erlebten *Distance Learning* für viele Interviewte zu kurz:

»Für mich heißt Studium ja nicht nur, ich sitze in meinen Kursen drinnen, sitze diese ab und hab am Ende einen »Wisch« [...] Das ist für mich Pflichtschule, da brauch ich nicht studieren gehen. Ich entscheide mich ja dazu, weil ich mich vertiefen möchte in etwas. Und eine Vertiefung kannst du nicht machen, indem du in deinem eigenen kleinen Kämmerchen sitzt, wo du keinen anderen hast. Keinen anderen hast, mit dem du diskutieren kannst, der vielleicht anderer Meinung ist, wo es mal zu mehr oder weniger Streitgesprächen kommt. So einen Austausch brauchst du einfach und das geht über E-Learning halt kaum.« (FoPra G4_IV2: Absatz 63)

Diese weit verbreitete Vorstellung artikuliert sich nicht zuletzt in den Gedanken einiger Interviewter, dass sie zwar unter Umständen sogar mehr

ECTS-Punkte als in anderen Semestern erworben hätten, dem jedoch das Gefühl gegenüber stünde, weniger gelernt zu haben:

»Ich habe schon viel mitnehmen können aus den Texten, aber ich weiß, dass ich sehr oft weinend über einigen Sachen gesessen bin, über einigen Texten und wirklich so gerne einfach einen Austausch gehabt hätte mit anderen Studierenden im Kurs oder mit der Professorin. [...] Das hat mir massiv gefehlt dieses Semester. Weil mit einem Zoom-Meeting nach drei Monaten ist das einfach nicht erledigt. Da kann man gar nicht alles aufarbeiten, was man gelesen hat, und man weiß es auch gar nicht mehr.« (FoPra G1_IV3: Absatz 45)

Die bislang angeführten Interviewauszüge deuten zwar an, dass *Distance Learning* für seminaristische Diskussion und diskursiven Wissenserwerb wenig geeignet sei. Die hier wiedergegebenen Erfahrungen von Soziologiestudierenden im Sommersemester 2020 bilden aber selbstredend *nicht alle* Umsetzungsmöglichkeiten von *Distance Learning* ab. Wenn der Umstieg auf Fernlehre jedoch faktisch damit einherging, dass die Aneignung von Inhalten überwiegend dem Selbststudium überlassen wurde und Möglichkeiten des Austausches unter Studierenden und mit Dozierenden nicht in ausreichendem Maße etabliert oder durch alternative Formen und Formate des Feedbacks begleitet wurden, zeigten sich die Interviewten wenig zufrieden:

»[L]eider ist durch dieses Distance Learning auch die Qualität von diesem Vorlesungsstil, den ich in der Soziologie doch sehr zu schätzen weiß, einfach dass man drinnen sitzt und sich nicht nur berieseln lässt, wie das halt dann zum Beispiel bei Aufzeichnungen von LVAs [Lehrveranstaltungen; BP, UR] ist, sondern wirklich mitdiskutiert. Es wird eine Frage in den Raum geworfen und so lernt man dann. Also so findet dann dieser typische Wissenszuwachs statt. So kommt man dann zu einer gemeinsamen Erkenntnis und das ist auf jeden Fall nicht nur verschlechtert, sondern auch komplett vermieden worden.« (FoPra G2_IV2: Absatz 24)

Dabei äußerten sich einige der interviewten Soziologiestudent*innen auch durchaus selbstkritisch, indem sie darauf hinwiesen, dass man sich online leicht der seminaristischen Diskussion entziehen könne. Während es in der Präsenzlehre – Anwesenheit vorausgesetzt – »kein Entkommen« gäbe, böte das digitale Setting diverse Optionen, sich zu enthalten bzw. bloß passiv dabei zu bleiben, etwa indem Mikrofon und Kamera ausgeschaltet werden.

Lernen als kollaboratives Unterfangen

Die von uns Interviewten beschreiben Studieren als ein höchst kollaboratives Unterfangen, dessen Formen von alltäglichen Routinen des gemeinsamen Lernens über wechselseitige Unterstützung in der Bearbeitung von Aufgaben bis hin zu strukturgebenden Effekten des regelmäßigen Zusammentreffens mit Kommiliton*innen und Dozierenden für den eigenen Tages- und Semesterablauf reichen. Diese bis vor kurzem alltäglichen Praktiken konkreten Lernens und Erfüllens von Aufgaben haben im Kontext der Umstellung auf Fernlehre gelitten:

»[...] wenn Abgaben anstehen, mach ich das eigentlich selten ganz alleine, sondern bespreche das mit meinen Kollegen und das war einfach am Anfang vor allem nicht möglich. Also in meinem Kopf war das schon gar nicht möglich, weil ich gar nicht daran gedacht habe, dass ich ein Zoom-Meeting ausmache mit einem guten Freund zum Beispiel, also ich bin mir um einiges mehr auf mich alleine gestellt vorgekommen.« (FoPra G1_IV3: Absatz 33)

Zudem zeigt sich in unserem Interviewmaterial deutlich, dass schon die Motivation zu Lernen selbst ein soziales Phänomen darstellt, das für viele Soziologiestudierende vom Austausch mit anderen abhängt:

»[...] der persönliche Kontakt eben mit anderen Studenten hat mich ziemlich motiviert, dass ich lerne und dass man auch so persönlich redet: Hast du schon angefangen? Hast du schon was getan? Das musst du noch machen, das müssen wir noch machen. Das hat mich schon richtig mitgerissen. Und jetzt, wo man halt nur daheim war und nur online alles gemacht hat, das hat mich schon demotiviert, ehrlich gesagt. Und ich habe auch irgendwie länger gebraucht für alles und mir hat auch voll der, weiß ich nicht, die Motivation gefehlt, dass ich anfangs mit irgendwas. Das war echt richtig zäh.« (FoPra G4_IV8: Absatz 27)

Unsere Befunde verdeutlichen, dass der Wegfall bzw. die Reduktion von Kontakt- und Austauschmöglichkeiten nicht »bloß« nicht akademische Aspekte des Studienlebens« (Winde et al. 2020: 5) tangieren, sondern den Kern dessen berühren, was Studieren für Student*innen bedeutet. Wie schon Deci und Ryan (1993) betonten, bedarf es nicht nur einer gewissen Autonomie und der notwendigen Kompetenzen, sondern auch des Gefühls der sozialen Eingebundenheit, um motiviert Lernen zu können. Folglich greift es auch zu kurz, Hochschule einzig als Ort eines offiziellen Lernprozesses zu verstehen; vielmehr ist ihre Bedeutung als Sozialraum stärker in den Vordergrund zu rücken – gerade, wenn es um Digitalisierungsstrategien geht.

Denn die bislang vorliegenden Befunde zu Studierendenerfahrungen im »Corona-Semester« deuten allesamt darauf hin, dass die digital mediatisierte Kommunikation und Interaktion, wie sie im *Distance Learning* dominiert, nicht als gleichwertiger Ersatz für den face-to-face Austausch erlebt wird. Woran dies für die interviewten Student*innen liegt, wollen wir im nächsten Abschnitt auf Basis unseres Datenmaterials genauer betrachten.

»Das Digitale« als unzureichendes Substitut für physisch ko-präsente Interaktion

Um der vielfach geäußerten Erfahrung auf die Spur zu kommen, wonach in den diversen digital-technologischen Ersatzformaten für face-to-face Situationen etwas fehlt, konzentrieren wir uns nachfolgend auf jene Interviewpassagen, in denen die Studierenden Grenzen und Unzulänglichkeiten des *Distance Learning* thematisieren.⁵ Damit wollen wir zugleich zu einem besseren Verständnis digital mediatisierter Kommunikationssettings beitragen, ohne aber eine kategoriale Differenz zwischen direktem und indirektem Austausch vorauszusetzen (Schultz 2001).

Die über digitale Technologien vermittelte Kommunikation, insbesondere wenn sie schriftlich etwa via E-Mail stattfindet, wird von vielen Studierenden als mühsam beschrieben und als zusätzliche Hürde empfunden. Die fehlende Möglichkeit vor oder nach einer Lehrveranstaltung, »kurz nach vorne zu gehen und die Dozierenden anzusprechen, wird als erhebliche Einbuße erlebt. Vor allem im Kontrast zur Spontaneität einer situativ gestellten Nachfrage werden aber auch in Videokonferenzen, die grundsätzlich eine zeitlich synchrone Interaktion ermöglichen, schon kleine Verzögerungen oder Komplikationen im Gesprächsverlauf als kommunikationseinschränkend empfunden:

5 Nicht näher betrachten wollen wir die vielfach geäußerten Schwierigkeiten im technischen Zugang (insbesondere das Fehlen einer ausreichend stabilen, schnellen und leistungsfähigen Internetverbindung, aber auch eines eigenen PCs mit Kamera, Mikrofon und Lautsprecher) sowie Probleme aufgrund mangelnder Technik- und Methodenkompetenz. Die Häufigkeit derartiger Äußerungen legt jedoch nahe, dass nicht vorausgesetzt werden kann, dass alle Studierenden Zuhause über einen Arbeitsplatz inklusive der nötigen IT-Ausstattung und -Kompetenz verfügen, um an den Angeboten des *Distance Learning* uneingeschränkt partizipieren zu können.

»Also wenn einem etwas spontan einfällt, geht das bei Zoom von der Technik her sehr schlecht. Es ist eher so, also müsste man eine vorbereitete Nachricht ablesen, weil wenn man etwas einwirft, ist die Tonqualität sehr schlecht und man wird nochmal gefragt: Was hast du denn gesagt? Und wenn man so die zwei, drei Worte, nach dem das Thema schon gewechselt hat, nochmal wiederholt, ist das nicht so nützlich.« (FoPra G4_4: Absatz 20)

Nicht wenige der Interviewten berichteten davon, in Reaktion auf derartige als *wenig unmittelbar* erlebte Kommunikations- und Interaktionssituationen einen Austausch erst gar nicht gesucht zu haben.

Wiederholt bezeichneten die interviewten Soziologiestudent*innen den Austausch über Videoplattformen als *anonymer* und *weniger persönlich* als in Präsenzveranstaltungen. Begründet wurde dies vor allem mit den eingeschränkten sinnlichen Wahrnehmungsmöglichkeiten, seien diese durch fehlende Visualität aufgrund von ausgeschalteten Kameras verursacht oder aber viel grundsätzlicher durch eine fehlende wechselseitige körperlich-räumliche Wahrnehmung:

»Ich finde, die Diskussionen in Person sind immer anders und besser, weil beim E-Learning hörst du nur die Stimmen und es ist nicht so eine persönliche Connection. Du weißt nicht, mit wem du redest, sondern du antwortest auf eine von 30 Stimmen und du kannst fünf von den 30 Kameras gerade sehen, du weißt niemals, wer das ist. Es ist ein bisschen anonym.« (FoPra G4_4: Absatz 22)

»Aber prinzipiell ist ein Seminar in einem Klassenraum, wo man sich direkt anschaut, halt schon etwas anderes.« (FoPra G2_5: Absatz 89)

In der Mediensoziologie wird die Vorstellung, wonach technisch vermittelte Kommunikation tendenziell defizitär, da ärmer an Ausdrucks- und sinnlichen Wahrnehmungsmöglichkeiten ist, unter dem Stichwort »Restriktionshypothese« diskutiert (Schultz 2001: 92 ff.). In unseren Interviews wird das Fehlen von nonverbalen Signalen, insbesondere körperlich-räumlichen Wahrnehmungsmöglichkeiten wiederholt als größere Anonymität der Fernlehre im Vergleich zur Präsenzlehre erlebt.

Das digital vermittelte Kommunikations- und Interaktionssetting im Kontext des *Distance Learning* konstituiert gleichzeitig einen stets *öffentlichen* Raum des Austausches, der keine Nischen für private Gespräche »unter vier Augen« offeriert, was von einigen Interviewten als eine weitere Einschränkung ihrer Kontakt- und Austauschmöglichkeiten beschrieben wurde:

» [...] bei Zoom, sieht man ja dann, wer da ist; aber da war einer dabei, den ich kenne, aber da waren 65 Leute und da wollte ich nicht sagen: Schick mir Du Deine E-Mail-Adresse.« (FoPra G1_7: Absatz 89)

In Zoom sind potentiell alle stets Zuhörer*innen und Zuseher*innen, jede Äußerung findet im Plenum statt, der Austausch mit den vormaligen Nachbar*innen unter der allgemeinen Hörschwelle ist schlicht nicht möglich – außer über die persönliche Chatfunktion, wenn diese denn aktiviert ist und nicht auch Chatnachrichten nur an alle gerichtet werden können.

Einhergehend mit dem Wegfall von Gelegenheitsstrukturen für informellen – und eben oft zweckfreien – Austausch nahmen einige Interviewpartner*innen auch eine verstärkte Zweckgebundenheit der digital vermittelten Kommunikation und Interaktion wahr. Wie die nachfolgenden Interviewausschnitte zeigen, scheinen digitale Kontaktaufnahmen eines buchstäblichen Anlasses zu bedürfen, weil sie im Unterschied zur Zufallsbegegnung am Campus nach einer gezielten und damit willentlichen Kontaktierung verlangen:

»[W]enn man sich jede Woche sieht, dann vielleicht Pausen hat, wo man sich austauschen kann, ist es ganz was anderes, wie wenn man jetzt praktisch nur [...], falls man irgendwas braucht, [...] sich meldet.« (FoPra G4_1: Absatz 33)

»Man kommt gar nicht zusammen und quatscht einmal oder diskutiert einmal, sondern es ist immer so: Ich brauche was – sag mir das!« (FoPra G2_2: Absatz 42)

Kritisch beobachten einige Interviewpartner*innen also, wie die erlebte Beschränkung auf digital vermittelte Kommunikationsformen einer stärkeren *Zweck- und Nutzenorientierung* im Austausch mit anderen Vorschub leiste.

Auf der Basis unseres Interviewmaterials lassen sich die Unterschiede zwischen einer face-to-face Interaktion in der Präsenzlehre und einem digital mediatisierten Austausch in der Fernlehre anhand mehrerer Gegensatzpaare erfassen und beschreiben: un/mittelbar, anonym/persönlich, in/formell qua privat/öffentlich sowie zweckfrei/-gebunden. Während Verschiebungen zwischen diesen Polen in den Lehr-/Lernsettings für manche Studierende zusätzliche Teilnahmehürden bedeuteten oder demotivierende Effekte entfalteten, trugen sie für andere zweifellos zu einer erleichterten und damit erhöhten Partizipation am Seminar- und Unterrichtsgeschehen im *Distance Learning* bei.

Positive Reaktionen auf *Distance Learning*

Die interviewten Soziologiestudierenden konnten dem *Distance Learning* durchaus auch Positives abgewinnen. In unseren Interviews wurden vor allem die diversen *Flexibilisierungsspielräume* betont, die das *Distance Learning* bietet. Hierzu zählen die örtliche und mitunter zeitliche Flexibilität der Lehrveranstaltungsabsolvierung und die damit verbundenen Möglichkeiten der freien Zeiteinteilung, vor allem der besseren Vereinbarkeit von Studium und anderen Verpflichtungen wie Berufs- und/oder Care-Aufgaben:

»Also auf der einen Seite diese ortsunabhängige Erreichbarkeit, zweitens eben Gruppen, die nicht Regelstudierende sind, auch zu bespielen, sprich: dass auch Personen mit Betreuungspflichten oder in einem Dienstverhältnis auch studieren können, nämlich orts- und zeitunabhängig. Und auch dieses sich selbst einteilen können.« (FoPra UR_3: Zeile 421)

Andere betonten Zeit- wie auch Kostenersparnisse, wenn Hin- und Rückfahrten zum Campus wegfallen oder »Leerzeiten« zwischen den Lehrveranstaltungen gezielter genutzt werden können.

Neben diesem, dem *Distance Learning* genuinen Vorteil der Zeit-/Ortsflexibilisierung hoben die Interviewten auch Aspekte in der von ihnen erlebten Fernlehre positiv hervor, die – streng besehen – auch in der Präsenzlehre realisierbar sind:

Einer dieser Aspekte bezieht sich auf Verbesserungen in der *Kommunikationskultur*. Besonders geschätzt wurde, wenn Dozierende verständlich, präzise und zuverlässig kommunizierten. Auch gute Erreichbarkeit und – zumindest in der beforschten Ausnahmesituation – Kontakthalten durch regelmäßige Kommunikation galten den Soziologiestudierenden als positiv erlebte (Neben-)Effekte der Umstellung auf *Distance Learning*:

»Und dann hat es aber auch wiederum welche gegeben, die sehr viel kommuniziert haben mit den Studenten, die auch immer geschaut haben und uns gefragt haben: Geht es euch gut? Die haben sogar nach unserem Gesundheitszustand gefragt, das gibt es normalerweise auch nicht.« (FoPra G3_IV3: Zeile 1763)

Als Effekt der verstärkten schriftlichen Kommunikation freuten sich einige Interviewpartner*innen über eine größere Planungssicherheit. Betont wurden eine stärker (sichtbare) Organisation und Strukturiertheit der Lehre (etwa via Nutzung der Lernplattform Moodle), insbesondere die frühzeitige und verbindliche Absprache von Leistungsanforderungen und deren Terminisierung. Auch wenn (schriftliche) Syllabi bereitgestellt wurden, galt dies den

Studierenden als mehr Verbindlichkeit schaffend als die mündliche Vermittlung von Lehrzielen, -inhalten und Anforderungen.

Last but not least beobachteten einige Interviewpartner*innen verstärkte Anstrengungen in der *didaktischen Aufbereitung der Lehrinhalte*. Sofern Dozierende sich um eine dem digitalen Lehr-/Lernmedium angepasste Aufbereitung ›des Stoffs‹ bemühten und diesen nicht ausschließlich dem Selbststudium überließen bzw. ein solches überhaupt erst sinnvoll ermöglichten, zeigten sich einige Studierende von den digitalen Lehr-/Lernformaten begeistert. Vor allem vielfältige multimedial aufbereitete Lehrinhalte sowie eine starke Feedbackkultur wurden positiv geschätzt:

»Also [diejenigen, die; BP, UR] natürlich online Vorlesungen gemacht haben, das war sehr super. Manche haben Videomaterial raufgestellt, das war auch sehr super. Eine haben wir gehabt, die hat uns Aufgaben gestellt, das war auch sehr super. Das heißt, wir haben Kapitel lesen müssen und haben dazu dann was ausarbeiten müssen.« (FoPra G2_IV2: Absatz 75)

»Seminararbeiten hat sie auch immer schnell korrigiert, und uns rasch Feedback gegeben, wie wir es nochmal, also besser machen können. Ja, das hab' ich schon gut gefunden.« (FoPra G4_IV5: Absatz 96)

Die meisten der in diesem Abschnitt genannten Punkte dürften nicht ausschließlich für *Distance Learning*, sondern für gute Lehre allgemein gelten – nämlich: (1) strukturierte, verbindliche und regelmäßige Kommunikation, (2) verlässliche Erreichbarkeit sowie (3) didaktische Vielfalt und Angemessenheit (vgl. auch Ulrich, Heckmann 2017; Krammer, Pflanzl, Matischek-Jauk 2020: 20). Zudem machen diese Befunde deutlich, dass der vielfach erklingende Ruf nach Präsenzlehre nicht gleichbedeutend ist mit einer grundsätzlichen Ablehnung des *Distance Learning*. Vielmehr bezieht sich die Kritik überwiegend auf die Einschränkungen im sozialen Austausch und fordert damit zu gegensteuernden Strategien auf.

Fazit

Aus den bislang vorliegenden Studierendenerfahrungen mit *Distance Learning* im Sommersemester 2020 wollen wir wenigstens drei Lehren ziehen. Diese zielen darauf, der »Vereinzelung [als] Modus Operandi, unter dem die Online-Lehre notdürftig eingerichtet wurde« (Gruber, Ordinaireteur 2020: 434),

zu begegnen, damit verbindende soziale Elemente nicht wegfallen und Studierende wie Lehrende in der Bewältigung der Herausforderungen nicht auf sich selbst zurückgeworfen bleiben.

1. *Distance Learning* ist per se weder grundsätzlich vorteilhaft noch nachteilig im Vergleich zur Präsenzlehre. Fernlehre scheint für Studierende vor allem dann einen Mehrwert zu bringen, wenn asynchrone Elemente neben örtlichen auch zeitliche Flexibilisierungen eröffnen, der Einsatz multimedialer Angebote das Lehrerlebnis abwechslungsreicher und damit anregender gestaltet, Studierenden eine ausgeglichene Mischung aus Selbststudium, Austausch mit Kommiliton*innen, Feedback und gemeinsamer Diskussion geboten wird, und – um diese unvollständige Liste zu schließen – wenn Studierenden unterschiedliche Modi der Partizipation und Erbringung von Prüfungsleistungen eröffnet werden (können). Zukünftig scheinen deshalb vor allem *Blended Learning*-Formate vielversprechend (Deimann et al. 2020: 19), die in Abstimmung mit Lehrzielen, Lehrveranstaltungstyp und -inhalten gezielt synchrone Präsenz- mit asynchronen Distanzelementen kombinieren.

2. Für Lehrende (der Soziologie) bedeuten die vorliegenden Befunde, dass der Einsatz von digitalen Lehrformaten wohl geplant und vorbereitet werden will. Die »bloße« Übertragung von aus der Präsenzlehre vertrauten (didaktischen) Methoden oder die rein digitale Zurverfügungstellung von (vormals analogen) Lehrunterlagen zum Selbststudium genügen nicht für einen zufriedenstellenden Unterricht (Frohwyser et al. 2020: 16; Kamin, Walden, Karsch 2021: 16). Vielmehr ist auf eine an Lehrinhalte und -ziele ebenso wie an die Zielgruppe angepasste Aufbereitung »des Stoffs« zu achten. Während als Ersatz für eine Präsenzvorlesung ein mit mündlichen Erläuterungen versehener Foliensatz gut zur selbstständigen Vorbereitung auf eine 20-minütige Live-Frage-Session geeignet sein mag, wird ein vertiefendes Theorieseminar eher nach regelmäßigen Diskussionsformaten verlangen, die beispielsweise kaskadenhaft aufgebaut sein können und von vorkonstruierten Diskussionen in Online-Foren, über Kleingruppenarbeiten bis zu angeleiteten Plenardiskussionen reichen. *Best Practice*-Beispiele können hier instruktive Anregungen liefern. Außerdem ist nach kompensatorischen Strategien für die erlebte soziale Distanziertheit in der Fernlehre zu suchen, indem etwa Peer-Feedback-Formate etabliert werden oder im Rahmen von Lehrveranstaltungen Zeit und Möglichkeiten für einen informelleren Austausch unter den Teilnehmer*innen gegeben wird. Zumindest aber ist auf regelmäßige Kommunikations- und Interaktionsereignisse zu achten.

3. Für Hochschulen folgt aus dem bisher Gesagten, dass sie geeignete (Unterstützungs-)Ressourcen aufbauen und Dozierenden wie Studierenden zur Verfügung stellen müssen. Voraussetzung hierfür ist zunächst anzuerkennen, dass gutes *Distance Learning* – zumindest in den ersten Jahren – allen Beteiligten Mehrarbeit abverlangt. Neben Kürzungen von Lehrdeputaten könnte hier über die Aufstockung von studentischer Mitarbeit nachgedacht werden. Zudem sollte das Fortbildungsangebot im Bereich Didaktik der Fernlehre ausgebaut werden, um Dozierende bei der Umstellung von Präsenz- auf Distanzelemente fachgerecht zu unterstützen. Auch ist von der Vorstellung Abstand zu nehmen, dass Studierende per se *Digital Natives* sind und einer verstärkten Digitalisierung ihres Studiums positiv gegenüber stehen. Stattdessen gilt es, auch für Studierende Weiterbildungsangebote anzubieten, die ihnen die notwendigen technischen Kompetenzen vermitteln und sie in Sachen Selbstorganisation und -strukturierung unterstützen. Schließlich ist den diversen Facetten »des Sozialen« im Rahmen von Studium und Studieren bei der Gestaltung von Digitalisierungsstrategien der Hochschullehre Rechnung zu tragen. Dies bedeutet, nicht einseitig darauf zu fokussieren, wie die Durchführung von Lehrveranstaltungen und Abhaltung von Prüfungen gewährleistet werden kann, sondern von Anfang an zu bedenken, wie die diversen Kontakt- und Austauschformen, die das Studierenden(er)leben konstituieren, digital ermöglicht werden können.

Literatur

- Becker, Manuel / Leßke, Felix / Liedtke, Enrico / Hausteiner, Eva / Heidbrink, Christiane / Horneber, Jakob / Huyeng, Tim / Minasyan, Shushanik / Ohne-sorge, Hendrik W. / Raths, Maximilian / Wessel, Penelope 2020: Rückblick auf das erste »Corona-Semester«. Ergebnisse einer semesterbegleitenden Untersuchung der Task Force Digitale Lehre des Instituts für Politische Wissenschaft und Soziologie der Universität Bonn. Zeitschrift für Politikwissenschaft, 30. Jg., Heft 4, 681–696.
- Deci, Edward L. / Ryan, Richard M. 1993: Die Selbstbestimmungstheorie der Motivation und ihre Bedeutung für die Pädagogik. Zeitschrift für Pädagogik, 39. Jg., Heft 2, 223–238.
- Deimann, Markus / Friedrich, Julius-David / Neubert, Philipp / Stelter, Annette 2020: Das digitale Sommersemester 2020: Was sagt die Forschung. Hochschulforum Digitalisierung. <https://hochschulforumdigitalisierung.de/de/news/digitales-sommersemester-forschung-studien>, letzter Aufruf am 27. Mai 2021.

- Ebner, Martin / Schön, Sandra / Braun, Clarissa / Ebner, Markus / Grigoriadis, Ypatios / Haas, Maria / Leitner, Philipp / Taraghi, Behnam 2020: COVID-19 Epidemic as E-Learning Boost? Chronological Development and Effects at an Austrian University against the Background of the Concept of »E-Learning Readiness«. *future internet*, vol. 12, no 6: 94. <https://doi.org/10.3390/fi12060094>.
- Frohwiesser, Dana / Gaaw, Stephanie / Hartmann, Stephanie / Lenz, Karl / Möller, Jonatan 2020: Zwischen »Was am meisten fehlt, ist Zeit.« und »Danke, dass ein Studium möglich gemacht wird.« Befragung von Lehrenden und Studierenden zur coronabedingten Umstellung auf virtuelle Lehre im Sommersemester 2020. Ergebnisse der ersten Befragungswelle im April 2020. <https://tudresden.de/zqa/die-einrichtung/publikationen/Digitalisierung>, letzter Aufruf am 9. April 2021.
- Gillis, Alanna / Krull, Laura M. 2020: COVID-19 Remote Learning Transition in Spring 2020: Class Structure, Student Perceptions, and Inequality in College Courses. *Teaching Sociology*, vol. 48, no. 4, 283–299.
- Gruber, Julius / Ordinaireteur, Babsi 2020: Die Auswirkungen von Covid-19 auf die Situation von Studierenden. In Thomas Schmidinger / Josef Weidenholzer (Hg.), *Virenregime. Wie die Coronakrise unsere Welt verändert*. Wien: bahoe books, 434–438.
- Kamin, Anna-Maria / Walden, Thomas / Karsch, Philip 2021: Distance Learning an der Uni Bielefeld in Zeiten der Corona-Pandemie – Ergebnisse einer qualitativen Interviewstudie mit ausgewählten Lehrenden. Bielefeld: Universität Bielefeld.
- Kozimor, Michele Lee 2020: Editor's Comment: Three Teaching Takeaways from the COVID-19 Pandemic. *Teaching Sociology*, vol. 48, no. 3, 181–183.
- Krammer, Georg / Pflanzl, Barbara / Matischek-Jauk, Marlies 2020: Aspekte der Online-Lehre und deren Zusammenhang mit positivem Erleben und Motivation bei Lehramtsstudierenden: Mixed-Method Befunde zu Beginn von COVID-19. *Zeitschrift für Bildungsforschung*, 10. Jg., Heft 3, 337–375.
- Lörz, Markus / Marczuk, Anna / Zimmer, Lena / Multrus, Frank / Buchholz, Sandra 2020: Studieren unter Corona-Bedingungen: Studierende bewerten das erste Digitalsemester. *DZHW Brief 5/2020*. Hannover: DZHW.
- Moore, Joi L. / Dickson-Deane, Camille / Galyen, Krista 2011: e-Learning, online learning, and distance learning environments: Are they the same? *Internet and Higher Education*, vol. 14., no. 2, 129–135.
- Persike, Malte / Friedrich, Julius-David 2016: Lernen mit digitalen Medien aus Studierendenperspektive. *Arbeitspapier Nr. 17*. Berlin: Hochschulforum Digitalisierung.
- Schober, Barbara / Lüftenegger, Marko / Spiel, Christiane / Holzer, Julia / Ikanovic Korlat, Selma / Pelikan, Elisabeth 2020: Lernen unter COVID-19-Bedingungen. Erste Ergebnisse: Studierende. <https://lernencovid19.univie.ac.at/>, letzter Aufruf am 18. März 2021.
- Schultz, Tanjev 2001: Mediatisierte Verständigung. *Zeitschrift für Soziologie*, 30. Jg., Heft 2, 85–102.

- Steffens, Yannic / Schmitt, Inga Lotta / Aßmann, Sandra 2017: Mediennutzung Studierender: Über den Umgang mit Medien in hochschulischen Kontexten. doi: 10.13154/rub.106.95.
- Strauss, Anselm L. / Corbin, Juliet 1996 [1990]: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz.
- Ulrich, Immanuel / Heckmann, Carmen 2017: Taxonomien hochschuldidaktischer Designs und Methoden aus pädagogisch-psychologischer Sicht samt Musterbeispielen aus der aktuellen Forschung. die hochschullehre, 3. Jg., www.hochschullehre.org.
- Winde, Mathias / Werner, Said D. / Gumbmann, Barbara / Hieronimus, Solveigh 2020: Hochschulen, Corona und jetzt? Future Skills – Diskussionspapier 4. Essen: Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft e.V.

Die coronabedingte Krise der qualitativen Sozialforschung¹

Jo Reichertz

Die Pandemie

Die Corona-Pandemie gehört seit Anfang 2020 zum Alltag der globalisierten Welt. Sie traf die Gesellschaft als Ganze, weil jede Gesellschaft auf physischen Kontakt angelegt ist und ohne solche Kontakte nicht überleben kann. Sie traf auch die Wissenschaft und in besonderem Maße die empirische Sozialforschung – und nicht nur die qualitative, diese jedoch in besonderem Maße.

¹ Dieser Artikel geht auf das *Corona-Diskussionsforum mit Beiträgen zur sozialwissenschaftlichen Forschung* auf dem SozBlog der DGS zurück (vgl. <http://blog.soziologie.de/community/corona-und-der-stillstand-der-sozialwissenschaftlichen-forschung/>), das ich im Jahr 2020 über einige Monate hinweg moderiert habe. Einige Überlegungen aus meinen Blogbeiträgen habe ich hier aufgegriffen und teilweise wortgleich eingearbeitet. Der größte Teil des Artikels ist jedoch angesichts der rasanten, um nicht zu sagen: *dynamischen* Entwicklungen zu diesem Thema neu geschrieben worden. Danken möchte ich vielen, mit denen ich im Laufe der letzten Monate darüber diskutieren konnte – insbesondere danke ich Christian Lüders, Günter Mey, Michaela Pfadenhauer und Sylvia Wilz. Vieles von dem hier Geschriebenen berührt nicht nur die empirische Sozialforschung, sondern jede Art von wissenschaftlicher Arbeit, bei der die Corona-Pandemie zur Folge hat, dass man bestimmte Methoden der Datenerhebung bzw. der Datenrekonstruktion und Datenauswertung nicht mehr anwenden darf. Betroffen, wenn auch indirekt und auf andere Weise, ist auch die wissenschaftliche Praxis, welche für die Arbeit gut funktionierende Bibliotheken und/oder Archive benötigt. Neben der Forschung sind auch die universitäre Lehre, das Prüfungswesen, die Karrieren und die Verwaltung massiv betroffen. Wenn ich hier dennoch auf die empirische Sozialforschung und deren Probleme engführe (und die anderen Themen nur streife), dann allein aus dem Grund, weil ich mich damit besser auskenne.

Für alle, die für und von Wissenschaft leben, wurde dies schnell spürbar, als plötzlich alle Veranstaltungen abgesagt werden mussten, auf denen Wissenschaft sich normalerweise sichtbar machen kann. Insbesondere Tagungen, Workshops und Kongresse, bei denen viele Menschen an einem Ort auf engem Raum zusammenkommen, um miteinander zu sprechen, zu debattieren, zu scherzen, gemeinsam zu essen und zu trinken, galten plötzlich als besonders gefährliche Veranstaltungen – weshalb sie ausdrücklich verboten wurden. Manche Veranstalter solcher Zusammenkünfte haben sich deshalb entschlossen, die Veranstaltung dennoch stattfinden zu lassen, jedoch ohne Körperkontakt nur mithilfe der digitalen Medien. Sie haben also aus einer Veranstaltung in körperlicher Präsenz eine Veranstaltung in *unkörperlicher* Präsenz (ein Treffen von Bildern und Tönen) gemacht; auch in dem Glauben, dass es bei wissenschaftlichen Auseinandersetzungen und Beratungen vor allem um das *Wort* und das *Argument* gehe, und beides ließ sich dem ersten Anschein nach sehr gut mit den neuen Medien übertragen. Manche waren und sind der Meinung, dass die Pandemie gezeigt habe, dass vieles, was in der Wissenschaft zum Alltagsgeschäft gehört, in gleicher Güte auch mithilfe der Medien, also mit Hilfe von Telefon- oder Videokonferenzen möglich sei. Der digitale Soziologie-Kongress in Berlin 2020 war sicher eine logistische Meisterleistung, aber es blieb beim technisch vermittelten unkörperlichen Zusammensein, auch wenn intellektuell Funken flogen. Flirts blieben jedoch aus. Es gab keinen Streit und keine Versöhnung, und die Hotels, Restaurants und Gaststätten in Berlin gingen leer aus. Ähnliches ist auch für Genf und Wien zu erwarten, da auch der Schweizer Soziologie-Kongress Ende Juni und der österreichisch/deutsche Soziologie-Kongress Ende August digital ausgerichtet wurden bzw. werden.

Indem die mit der Pandemie einhergehenden Maßnahmen der Kontaktunterbindung all dies unmöglich gemacht haben, wurde sichtbar, wie notwendig das ist, was uns allen bislang als selbstverständlich und eher nebensächlich erschien – als Begleitmusik einer Veranstaltung, die doch im Wesentlichen vor allem Worte und Verstand zusammenbringen soll. Die teils massiven Kontakteinschränkungen in den letzten Monaten haben uns jedoch gezeigt, dass (wenn die Technik mitspielt, was sie nicht immer tut²) mit digitalen Medien hergestellte Präsenz zwar Treffen, aber keine Begegnungen sind.

2 Über dieses Thema muss man ein eigenes Kapitel schreiben. Der Alltag der wissenschaftlichen Kommunikation mittels digitaler Medien war und ist in Pandemiezeiten oft immer noch dadurch gekennzeichnet, dass die Universitäten gerade nicht mit der neuesten und sichersten Softwareapplikation ausgestattet sind, sondern dass vieles nur funktioniert, weil

Mittlerweile, also nach mehr als einem Jahr, haben wir einige Erfahrungen mit der Corona Pandemie gesammelt. Wenn die Prognosen der Epidemiolog*innen zutreffen, die Impfungen so wirken, wie sie wirken sollen, bald genügend Impfstoff vorhanden ist, nach der englischen, der brasilianischen, der südafrikanischen und der indischen Mutation, die ansteckender und aggressiver sind, keine weiteren Mutationen in den nächsten Monaten auftreten, wenn neue Mutationen nicht gegen die Impfung resistent sind, und nicht nur hinreichend viele Menschen in Deutschland, sondern auch in Europa und am besten weltweit geimpft sind, um so etwas wie Herdenimmunität zu erreichen, – ja, wenn all das eintrifft, dann können wir nach zwei oder drei Jahren vielleicht wieder zum Alltag und damit auch zum Alltag der empirischen Forschung zurückkehren.

Aber es wird ein anderer Alltag der Wissenschaft sein. Das scheint mir sicher zu sein. Sozialforschung, qualitative wie quantitative, wird sich verändern – möglicherweise bleibend: Dies nicht nur aufgrund der neuen Erfahrungen mit neuen Medien der Datenerhebung und Datenauswertung, sondern auch aufgrund der Tatsache, dass die Sozialforschung auch in der Zukunft mit Pandemien rechnen und sie bei ihrer Planung berücksichtigen muss. Die Pandemie hat nicht, so wie viele hoffen, das Geschäft der Wissenschaft für ein paar Monate unterbrochen. Wissenschaft kann nach dem Sieg über die Pandemie nicht dort weitermachen, wo sie unterbrochen wurde, sondern sie wird sich geändert haben. Es wird kein Fortsetzen der alten Praxis geben, sondern die dann entstehende, sich jetzt schon abzeichnende neue Praxis der Sozialforschung wird stark von digitalen und online-gestützten Methoden der *Datenerhebung*, *Datenauswertung* und der *Projektorganisation* und damit auch der *Personalführung* geprägt sein.

Auch wenn die digitalen und online-gestützten Methoden der Sozialforschung und der Personalführung ohne Zweifel für bestimmte Aufgaben auch Gewinne mit sich bringen (Terminabsprache etc.), so sind sie unter

die Kolleg*innen improvisierend mit eigenen Bordmitteln operieren und dabei oft im Hinblick auf Datensicherheit und Legalität unsicheres Terrain betreten. Zudem müsste man ein eigenes Kapitel zu der *Nutzung digitaler Medien für die Lehre* und über die *Didaktik digitaler Lehre* schreiben. Die Beherrschung der einzelnen Lernplattformen und die Integration von Videoanwendungen in solche Plattformen ist keineswegs einfach, sondern erfordert von den Lehrenden einen erheblichen Lernaufwand. Angesichts der Tatsache, dass bei Lehrveranstaltungen über Videokonferenzen oft nur etwa 10 % der Studierenden mit Bild anwesend sind, muss man sich außerdem neue Formen der Ansprache und der Motivation einfallen lassen, also eine Art Kacheldidaktik – aber auch Praktiken der Selbstbeschäftigung, wenn trotz aller Mühen die Beteiligung und der Lernerfolg sehr gering bleiben.

dem Strich für die qualitative Sozialforschung alles andere als förderlich – sie werden meines Erachtens die Qualität der Sozialforschung deutlich beeinträchtigen. Aber nicht nur die Wissenschaft und die Wissenschaftler*innen leiden darunter, sondern auch die, die bei der Lösung ihrer Probleme auf wissenschaftliche Forschung angewiesen sind: Bestimmte Probleme und bestimmte Gruppen von Menschen werden – so meine Befürchtung – mit den neuen, onlinegestützten Methoden der qualitativen Sozialforschung nicht mehr angemessen untersucht werden können. All dies möchte ich im Weiteren erläutern, indem ich fünf Thesen vortrage und sehr kurz begründe.

1. Die gesamte Sozialforschung gerät durch die Pandemie in eine tiefgreifende und *nachhaltige Krise*, nicht nur, weil sie in Pandemiezeiten kaum mehr möglich ist, sondern weil sie bedingt dadurch – so steht zu befürchten – deutlich *weniger* durch Drittmittel *gefördert* wird.³ Dies gilt, obwohl alle Formen der Sozialforschung davon betroffen sind, besonders für die qualitative/interpretative Sozialforschung.
2. Die Qualität der Ergebnisse der Sozialforschung ist weniger gut, weil die *Methoden der Datenerhebung* nicht mehr den Fragestellungen entsprechend durchgeführt werden können, sondern nur noch mit hygienegerechten Ersatzinstrumenten, die jedoch oft nur unzureichende Krücken sind.
3. Die Qualität der Ergebnisse der Sozialforschung leidet, weil die *Methoden der Datenauswertung*, also die Arbeit der Forschungsteams aufgrund der Digitalisierung der Kommunikationsprozesse nicht mehr so effektiv ist. Dies auch, weil teilweise der soziale Zusammenhalt des Forschungsteams und die Ausrichtung auf ein Forschungsziel erodieren.
4. Die *wissenschaftlichen Karrieren* auf allen Qualifikationsstufen werden durch die Pandemie nachhaltig und *negativ beeinflusst*, weil die für die Qualifikation notwendigen Forschungen nicht oder verspätet durchgeführt werden, weil anstehende Drittmittelanträge nicht gestellt und weil Qualifikationsarbeiten nicht termingerecht fertiggestellt werden können.
5. Besonders schwerwiegend ist, dass die Erforschung der Lebensbereiche von Älteren, nicht so Gesunden, nicht so Wohlhabenden und nicht so Gebildeten auf absehbare Zeit nicht mehr *angemessen* durchgeführt werden kann.

³ Ob und wie sehr es zu einem pandemiebedingten Rückgang qualitativer Sozialforschung bzw. zum Rückgang bestimmter Methoden der Sozialforschung tatsächlich gekommen ist, das wird man erst in ein paar Jahren genau angeben können.

Die gesamte Sozialwissenschaft gerät durch die Pandemie in eine tiefgreifende und nachhaltige Krise

Die Coronapandemie und das damit verbundene allgemeine Kontaktverbot haben große Teile der Sozialforschung hart getroffen, nämlich jene, die auf physische Kontakte zu Untersuchenden bzw. zu Befragenden beruhen.⁴ Dies einerseits, weil viele *Datenerhebungen* nicht mehr wie in Projektanträgen oder in Forschungsdesigns vorgesehen stattfinden konnten (und immer noch nicht können): Gemeint sind damit alle Formen der *Feldforschung*, der an physische Kontakte gebundenen *Interviewerhebung* und der Durchführung von *Fokusgruppen*. Diese Formen der Sozialforschung sind auf längere Zeit (aus meiner Sicht zumindest bis Ende 2021) nicht mehr möglich. Für die, die das Leben besonders vulnerabler Gruppen mittels Feldforschung begleiten, wie zum Beispiel wir in unserem Projekt zur *Kommunikation mit Menschen, die mit der Diagnose Demenz leben müssen*, ist die Datenerhebung zum Stillstand gekommen. Wir können uns weder (wie als Alternative zur Feldforschung angedacht) auf öffentlichen Plätzen treffen, noch können wir mit den von uns beobachteten Ehepartnern spazieren gehen und dabei Gespräche führen. Das wurde uns ausdrücklich von der Gesundheitsbehörde des Landes Nordrhein-Westfalen verboten, weil einerseits (so wurde uns schriftlich mitgeteilt) die allgemeinen Vorgaben dies nicht zuließen, andererseits diese Art von Wissenschaft *nicht systemrelevant* sei. Wir können für unser Projekt, das mit der coronabedingten Verlängerung noch bis Oktober 2021 finanziert ist, nicht absehen, wann wieder Daten erhoben werden.

Andererseits sind Forschungsprojekte unabhängig davon, ob sie durch Drittmittel oder durch Eigenmittel gefördert werden, durch die Eindämmungsmaßnahmen im Zusammenhang mit dem Coronavirus massiv betroffen, weil die *Auswertung* der Daten und die Theoriebildung *nicht mehr* oder nur unter *erschwernten Bedingungen* stattfinden kann. Dies vor allem wegen der seit März 2020 verhängten (mal sanften und weniger sanften) Lockdowns und vor allem seit den strengen Lockdowns seit November 2020, die *Treffen der Projektteams* in Präsenz kaum möglich machen, weil die Universitäten und Institute ihrerseits teils sehr *weitreichende Verbote physischer Kontakte* ausgesprochen haben, die bis ins Frühjahr 2021 reichen. Sowohl die *Datenerhebung* als

⁴ Zu der Frage, inwiefern theoretisch und empirisch Forschende und darunter quantitativ und qualitativ Forschende betroffen sind und wie die Herausforderungen typischerweise aussehen, siehe die aktuelle Studie von Maria Keil und Tim Sawert (2021).

auch die *Auswertung* und die *Koordination* von Forschungsteams sind deshalb zurzeit nur unter erschwerten Bedingungen möglich.

Die Sozialwissenschaft gerät durch die Pandemie aber auch in eine Krise, weil sie (so meine Befürchtung) bedingt durch das Verbot physischer Kontakte nicht mehr oder zumindest weniger durch Drittmittel gefördert werden wird. Dies gilt zwar nur für bestimmte Methoden, die jedoch für die qualitative Sozialforschung essentiell sind.

Mich beschäftigt die Frage, ob und wie sich aufgrund der Erfahrungen mit der Pandemie die *Bewilligungs-* und *Förderungsbedingungen* für Forschungsprojekte ändern – und damit auch die Praxis der empirischen Sozialforschung. Hatte zum Beispiel die DFG zu Beginn der Pandemie bei keinem der vorgelegten Projektanträge geprüft, ob sie angesichts der Pandemie überhaupt durchgeführt werden können, so hat sich dies meines Wissens geändert. Denn der DFG bzw. den Fachkollegen der DFG (und das wird auch für die anderen Drittmittelgeber gelten) ist schon klar, dass sie angesichts der Pandemie sozialwissenschaftliche Anträge *nicht* alleine nach ihrer wissenschaftlichen Qualität beurteilen können. Vielmehr wird (für eine lange Zeit) berücksichtigt werden müssen, ob die geplante Studie, insbesondere wenn sie auf physischen Kontakt angewiesen ist, in dem beantragten Zeitraum auch tatsächlich so wie beantragt durchgeführt werden kann und zwar im Hinblick auf die geplante *Datenerhebung* (Kontakt Wissenschaftler*innen zu Beforschten), aber auch im Hinblick auf die geplante *Datenanalyse* (Kontakt Wissenschaftler*innen zu Wissenschaftler*innen). Ich bin sicher, dass jetzt und auch in den nächsten Monaten und (wahrscheinlich/vielleicht) in den nächsten Jahren kein Drittmittelantrag mehr eingereicht werden kann, der so tut, als gäbe es Corona und das damit einhergehende Kontaktproblem nicht.

Zwingend wird wohl werden, dass die Antragsteller*innen für ihr Forschungsvorhaben ein *Konzept* entwickeln und im Antrag beschreiben, wie sie unter Coronabedingungen entweder physische Kontakte vermeiden oder Kontakt mit hinreichend Abstand organisieren können – sowohl zu den Beforschten als auch untereinander. Gleiches gilt für alle, die eine Summer- oder Winterschool, einen Workshop, eine Tagung oder ein Arbeitstreffen beantragen wollen. Neben der Produktion eines inhaltlich überzeugenden Antrags werden alle also immer auch eine Art *Hygienekonzept* vorlegen müssen, das »überzeugt« – so die Auskunft der DFG; im Übrigen unabhängig davon, ob man das Hygienekonzept auch explizit so nennt oder nur entsprechende Praktiken der Kontaktvorsorge und Kontaktkontrolle erwartet.

Bestenfalls formuliert man also in einem künftigen Antrag einen *Plan A*, also den Einsatz bestimmter Methoden unter der Bedingung, dass die Corona Pandemie bedeutungslos geworden ist, und zugleich formuliert man einen *Plan B*, der Methoden benennt, die unter Coronabedingungen eingesetzt werden sollen. Die Prüfung und Bewertung eines Antrages wird also immer *auch* danach fragen, ob das Hygienekonzept und Plan B *überzeugend* sind. Es ist zudem leicht vorstellbar, dass die Entwicklung eines Hygienekonzepts/Plan B auch im Ethikvotum besondere Berücksichtigung findet – was meines Erachtens von besonderer Brisanz ist.

Die Bewertung der Überzeugungskraft eines Hygienekonzepts/Plan B im Bewilligungsprozess (und in einem Ethikvotum) ist jedoch nicht so einfach, weil das Wort *überzeugend* in diesem Kontext *drei*⁵ Gebrauchswesen hat. Überzeugend kann einerseits ein Hygienekonzept sein, wenn es nachvollziehbar darlegt, wie *gesundheitliche Gefahren* für die Untersuchten und die Untersuchenden eingeschränkt bzw. ausgeschlossen werden. Zum zweiten kann ein Hygienekonzept/Plan B aus *datenschutzrechtlicher* Sicht überzeugend sein; es muss also auch gewährleistet sein, dass die eingesetzten Medien der Kommunikation den Datenschutzbestimmungen und damit auch verbundenen ethischen Überlegungen gerecht werden.⁶ Zum dritten können ein Hygieneplan/Plan B und die dort aufgeführten Methoden *überzeugend* sein,

5 Angesichts der aktuell einsetzenden Diskussion über die grundsätzliche Berücksichtigung von *Nachhaltigkeit* bei wissenschaftlichen Arbeiten (zum Beispiel Santana et al. 2021) ist zu erwarten, dass die Nachhaltigkeitsbeauftragten von Universitäten sich zu Wort melden und vorgelegte Hygienekonzepte dahingehend prüfen wollen, ob sie den Prinzipien der Nachhaltigkeit entsprechen. So finden sich aktuell Auffassungen, dass Interviews und Beobachtungen auf Distanz, also mithilfe von Telefon- oder Videokonferenzen sehr viel nachhaltiger seien als Feldbeobachtungen und Interviews in Präsenz – würden doch die Reisen und die damit verbundenen Umweltbelastungen komplett entfallen. Auch diese Überlegungen, über die sich auch Kämmerer freuen, könnten in ein Ethikvotum einfließen. Falls es soweit kommt, müssten Hygienekonzepte also in vierfacher Hinsicht überzeugend sein. Hierzu noch eine Bemerkung: Es scheint mir so zu sein, dass die Entscheidungen für ein bestimmtes Design von Forschungsprojekten, die sich wesentlich aus epistemologischen Überlegungen speisen, zunehmend ergänzt und überlagert werden durch ethische, politische und rechtliche Überlegungen – ohne dass es einen nennenswerten Diskurs innerhalb der Wissenschaft darüber gegeben hat, was dies für wissenschaftliche Forschung bedeutet.

6 Dass dieses Problem keineswegs trivial ist, mag folgende Begebenheit erläutern. Auf einem Workshop, der mit der Software ZOOM (als freeware) organisiert wurde, hatte ich kürzlich berichtet, dass ich mit den Familien, die ich im Rahmen des Projekts *Kommunikation und Demenz* begleite, auch mittels WhatsApp kommuniziere. Mit Vehemenz wurde ich danach gefragt, ob ich diese Maßnahme von der Ethikkommission hatte genehmigen lassen. WhatsApp sei doch datenrechtlich vollkommen unsicher. Die betroffenen Familien

wenn sie aus *erkenntnistheoretischer Perspektive* geeignet sind, die angestrebten Forschungsziele zu erreichen. Und hier wird es auf einmal sehr schwierig. Denn in der qualitativen und interpretativen Sozialforschung sind Fragestellung und Methode eng miteinander gekoppelt: Nicht jede Methode ist geeignet, ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Es kann also sehr wohl sein, dass die Gutachter*innen im Beurteilungsprozess zu dem Ergebnis kommen, dass die *aufgrund des Hygienekonzepts* eingesetzten Methoden *nicht* geeignet sind, die geplanten Forschungsziele zu erreichen.

Angesichts der coronabedingten Notwendigkeit, neben der inhaltlichen Angemessenheit auch Hygienevorschriften zu beachten, ist die Vermutung nicht waghalsig, dass bestimmte Methoden in nächster Zeit nicht mehr bzw. deutlich weniger zum Einsatz kommen werden/können. Ganz besonders gilt dies für alle Formen der teilnehmenden Beobachtung oder der beobachtenden Teilnahme in der Feldforschung. Dies deshalb, weil diese Methoden nicht mit Hilfe digitaler Medien kontaktfrei durchgeführt werden können. Alle Formen der Beobachtung setzen den Kontakt der Körper voraus. Aber auch die Methoden, die wie zum Beispiel *Interviews* mit Hilfe von Fernmedien in einer bescheideneren Qualität durchgeführt werden können, werden zurückgehen. Dies hat Auswirkungen auf die Methodenentwicklung und die Zukunft der qualitativen und interpretativen Sozialforschung.

Was auch zu erwarten ist: Da vieles an Forschung mit digitalen Medien möglich wurde und vieles dadurch kostengünstiger, schneller und auch nachhaltiger, wenn auch weniger effektiv, erbracht werden konnte, ist die Vermutung nicht abwegig, dass die digitale Ausnahme sich zur neuen Normalform von Forschung mausert und dass in Zukunft dann extra begründet werden muss, wenn jemand kontaktnahe Methoden einsetzen möchte. Und ich kann mir gut vorstellen, dass Ethikkommissionen dann das letzte Wort haben.

darüber nicht aufzuklären, sei in hohem Maße unethisch. Eine Ethikkommission könne einer solchen Maßnahme nicht zustimmen. Wie gesagt – alles wurde in großem Rahmen via Zoom kommuniziert. Was in dieser Debatte nicht stattfand, war die Klärung der Frage nach der *Verhältnismäßigkeit*. Auf der einen Seite steht die Möglichkeit, dass WhatsApp die Metadaten der Handys der Nutzer*innen abgreift (aber wegen Ende-zu-Ende-Verschlüsselung keinen Zugriff auf die Inhalte oder versandte Bilder hat), auf der anderen Seite steht die Ermöglichung der Kommunikation mit Menschen, die unter der pandemiebedingten Isolation besonders leiden und für die in ihrem alltäglichen Leben WhatsApp ein viel genutztes Mittel ist, mit anderen zu sprechen und Informationen und Bilder zu teilen.

Die Methoden der Datenerhebung passen nicht mehr zu den Fragestellungen

Die qualitative/interpretative Sozialforschung mag zwar in ihrer theoretischen Grundlegung, ihren methodologischen Rechtfertigungen und auch in der Bevorzugung bestimmter Methoden uneins sein. Aber in einem Punkt sind sich alle einig – nämlich in der Überzeugung: *Die Methoden müssen zu den Fragestellungen passen!* Erst kommt die Fragestellung, dann die Methode und dazwischen die Überlegung, welche Methode zu welcher Fragestellung passt.

Die Pandemie aber hat (wie oben ausgeführt) die erkenntnistheoretisch begründete Verbindung von Fragestellung und Methode gelockert und ihr andere – nämlich praktische und moralische Überlegungen zur Verbindung von Hygiene und Methode zur Seite gestellt. Es geht jetzt (und vielleicht auch in Zukunft) nicht mehr nur darum zu überlegen, welche Methode geeignet ist, valide Ergebnisse zu einer bestimmten Fragestellung zu erbringen, sondern welche Methode unter Bedingungen der Pandemie überhaupt *eingesetzt* werden kann/darf. Die Frage nach der Angemessenheit der Methode kommt dann schnell unter die Räder. Das hat aus meiner Sicht zwei Folgen: Die erste ist, dass nicht mehr die *besten* Methoden (also die zur Fragestellung passenden) eingesetzt werden können, sondern solche, die zwar Daten hervorbringen, die aber nur die zweit- oder drittbesten sind, um zu dem angestrebten Ziele zu kommen. Das führt zwangsläufig dazu, dass auch die Resultate dünner, weniger tief und weniger begründet und nicht valide sind.

Die zweite Folge ist genauso arg: Wenn wegen der Pandemie jetzt die Frage vorrangig ist, welche Methoden überhaupt noch möglich sind, dann wirkt dies auch auf die *Forschungsfrage* zurück. Kurz: Manche Fragen können dann nicht mehr gestellt – also auch nicht mehr beantwortet werden. Verschiedene Bereiche qualitativer Sozialforschung, bestimmte Fragestellungen, die man nur durch kontaktnahe Forschung bearbeiten kann, fallen unter den Tisch.

Mediengestützte Interviews unterscheiden sich grundsätzlich von Interviews in Kopräsenz

Ohne Zweifel hat die Verlagerung wissenschaftlicher Kommunikation in den digitalen Raum auch Vorteile für die Sozialforschung. Manches geht schneller – vor allem Absprachen; manches auch effektiver. Grundsätzlich

verbessert hat sich die Barrierefreiheit. Man braucht keinen Antrag mehr zu stellen, um die Mittel für eine (Auslands-)Reise einzuwerben, sondern man nutzt das digitale Netz. Und das ist (scheinbar) kostenfrei. Man hat schneller und leichter Zugang zum wissenschaftlichen Diskurs, der sich zunehmend für das Netz aufbereitet und verfügbar macht. Treffen und Workshops sind schnell geplant und schnell durchgeführt. Ein Wermutstropfen: Viele Bibliotheken und Archive sind, da vieles (noch) nicht digitalisiert ist, wegen der Lockdownmaßnahmen nicht zugänglich. Scans von gewünschten Artikeln können nicht angefertigt werden.

Auch für manche Methoden der Datenerhebung und Praktiken der Zusammenarbeit hat das Netz mit seinen Möglichkeiten der Fernkommunikation Vorteile gebracht. So kann man Interviews, die früher persönlich geführt und mit Tonband aufgezeichnet wurden, jetzt in Form einer Videokonferenz führen, wobei zugleich das Bild mitaufgezeichnet werden kann. Auf den ersten Blick scheint es also zu sein, als habe sich die Interviewforschung und die Erhebung von sprachlichen Daten erleichtert. Das mag zutreffen, wenn Telefon- oder Skype-Interviews dazu genutzt werden, schnell und kostengünstig zu ermitteln, wie Personen ihr Handeln und ihre Ansichten in wissenschaftlichen Interviews sich und anderen erklären. Wenn Sozialforschung mehr will, dann bringen solche Interviews jedoch dünne Einsichten.

Besonders irritierend ist für mich, wenn Sozialforscher*innen, die qualitativ oder interpretativ arbeiten, die Ansicht vertreten, es sei überhaupt kein Problem, die Interviews, die man früher von Angesicht zu Angesicht führte, jetzt via Skype zu führen – ermöglichten diese doch, von den Befragten schnell und effektiv die Information einzusammeln, die man für die eigene Forschung brauche. Irritierend ist eine solche Sicht, weil es in der qualitativen Sozialforschung einen breiten Konsens darüber gibt, dass Interviews eine besondere Form der Interaktion sind, in der gemeinsam eine Wirklichkeit erzeugt wird. Bei diesem Akt der gemeinsamen kommunikativen Konstruktion von Wirklichkeit spielt das Medium, in dem dies geschieht, eine wesentliche Rolle. Dies deshalb, weil das Medium bestimmte Teile der Identität und der Körperlichkeit des anderen (nicht) zugänglich und spürbar macht. Insofern unterscheiden sich Interviews von Angesicht zu Angesicht von Interviews über Skype oder Telefon grundsätzlich⁷ – und deshalb auch

⁷ Hier wird erst einmal nur gesagt, dass Skype-Interviews *etwas anderes* erbringen als Interviews in körperlicher Präsenz. Ob das, was sie erbringen, im Hinblick auf die Forschungsfrage qualitativ besser oder schlechter ist, das wird wohl von der Forschungsfrage

die Daten. Das jeweilige Setting schafft einen Unterschied, der einen Unterschied macht – eine für Sozialwissenschaftler*innen eigentlich selbstverständliche Erkenntnis, die zu Pandemiezeiten jedoch leicht vergessen wird.

Für eine qualitative/interpretative Sozialforschung, welche die soziale Welt der Untersuchten verstehen und erklären will, auch indem sie bei der Analyse *hermeneutische* Verfahren einsetzt, ist die Lage eindeutig: Mit den digital aufgezeichneten Skype-Interviews werden Daten produziert, die sich in Form und Inhalt von den Daten persönlich unter Bedingungen der Anwesenheit geführter Interviews grundsätzlich unterscheiden (vgl. Basch et al. 2020) und deshalb nicht zu vergleichen sind. Zudem sind sie schwer zu interpretieren, weil wir über die Beziehungsdynamik des sozialen Dramas Online-Interview und deren Auswirkungen auf die erzählten Inhalte noch relativ wenig wissen.

Mein Punkt ist: Sicherlich kann man bei seiner Forschung immer auch reflektieren, welche Methoden geeignet sind, die praktische Arbeit der Datenerhebung und Datenauswertung zu erleichtern und zu ökonomisieren. Das ist vollkommen legitim. Allerdings müssen diese Veränderungen der Praxis der Forschung immer verbunden werden mit einer methodologischen Reflexion der Auswirkungen dieser neuen Praktiken der Datenerhebung bzw. der Datenproduktion. Ohne eine solche methodologische Reflexion, und bislang sehe ich noch nicht, dass diese begonnen hat, bewegt sich eine solche Sozialforschung auf sehr dünnem Eis.

Die Ergebnisse gemeinsamer Datenauswertung mittels digitaler Medien sind schwächer

Die Notwendigkeit der methodologischen Reflexion gilt auch für die Methoden der Datenauswertung – findet die gemeinsame Datenauswertung in Pandemiezeiten doch vornehmlich mittels digitaler Medien statt. Dies verändert die Arbeit der Auswertung maßgeblich – nicht zum Besseren. Dies möchte ich an den Besonderheiten der gemeinsamen Forschungsarbeit mittels Videokonferenzen kurz erläutern. In unserem Projekt zur Demenz (aber

abhängen. Möglicherweise reduziert ein solches Interviewsetting den Einfluss des Interviewenden auf den Inhalt des Interviews, aber es vergrößert das Unwissen darüber, in welcher Situation der/die Interviewte sich gerade befindet und wie sich dies auf die Interviewgestaltung und -inhalte auswirkt.

in allen anderen auch) werden alle Daten gemeinsam innerhalb der Forscher*innengruppe interpretiert. Zu normalen Zeiten befinden wir uns dafür in einem Raum, schaffen und teilen eine Atmosphäre, können uns hören und riechen und können uns ansehen. All dies ändert sich, wenn man mittels Zoom Daten interpretiert. Jeder sitzt dann vor seinem Bildschirm zu Hause und unsere gemeinsame Aufgabe besteht darin, kommunikativ eine Interpretation zu schaffen, von der wir alle überzeugt sind, dass sie den Daten gerecht wird. Insbesondere die medienspezifischen Formen einander anzusehen, wirken sich auf das Interpretationsgeschehen aus.

Denn mit jemandem in der Videokonferenz zu sprechen, bedeutet, dass ich ihn zwar *ansehen*, aber nicht *anblicken* kann. Das ist aus meiner Sicht ein für Videokonferenzen ganz entscheidender Punkt. *Man kann einander nicht wirklich in die Augen sehen*. Aber es ist von Bedeutung, dass man in Ko-Präsenz dem Anderen in die Augen schauen kann, und zwar immer wieder, um zu sehen, was er von dem Gesagten hält und was er von mir (und anderen) hält. Man kann den Anderen immer wieder anblicken und dabei auch sich selbst in dessen Spiegel sehen.⁸

Das hat weitreichende Konsequenzen nicht nur für die Gesprächsorganisation (da ist vieles aus der *conversation analysis* bekannt), sondern auch für die Möglichkeit des *Verstehens* seines Gegenübers, zudem für das gegenseitige *Spiegeln* und die *Handlungsabstimmung*. Denn die Unmöglichkeit, sich gegenseitig anzublicken, behindert die Aufnahme und Prüfung eines echten Kontakts – und zwar massiv. Ansehen ist, wenn man so will »unbeseelt«, während anblicken »beseelt« ist.⁹ Allerdings ist Letzteres (zumindest in Videokonferenzen bislang noch¹⁰) nicht möglich. Denn wenn ich meinem Gegenüber das Gefühl vermitteln will, dass ich *ihn* anblicke, dann muss ich bei

8 Damit möchte ich keineswegs in Abrede stellen, dass es *skopische Medien* gibt (Knorr-Cetina 2012) und dass es mithilfe skopischer Medien möglich ist, eine echte Intersituativität herzustellen (Hirschauer 2014). Es steht allerdings infrage, ob mediale Intersituativität die gleichen Eigenschaften aufweist wie die Kommunikation unter körperlich Anwesenden. Untersucht werden müsste in empirischen Studien, ob und wie sich verschiedene Formen der medialen Intersituativität auf die kommunikative Konstruktion von wissenschaftlichen Weltdeutungen auswirkt, sowohl im Hinblick auf die Inhalte als auch im Hinblick auf deren Überzeugungskraft.

9 Natürlich werden die Worte *ansehen* und *anblicken* im Deutschen, vor allem in der Umgangssprache, auch anders verwendet. Oft (selbst in dem Stilwörterbuch des Duden) werden sie auch synonym verwendet. Dennoch haben die Wörter unterschiedliche Konnotationen.

10 Auf diese meines Erachtens ganz wesentliche Schwäche hat Apple schon reagiert. Denn *Facetime* kann mittels eines Algorithmus, der die Blickrichtung der Sprechenden korrigiert, es so aussehen lassen, als würde man sich bei Videoverbindungen tatsächlich anblicken.

Videokonferenzen in die Kamera schauen, die sich am oberen Rand des Bildschirms oder oberhalb des Bildschirms befindet. Tue ich dies, dann haben alle diejenigen, die an der Videokonferenz beteiligt sind, den Eindruck, ich würde sie (und zwar nur sie) ansehen, ich würde sie sogar anblicken – allerdings niemand weiß, wen ich genau anblicke, da ich ja alle anblicke. Nur wenn ich in einer Videokonferenz mit *einer* Person bin, hat diese den Eindruck, wenn ich in die Kamera blicke, dass ich speziell *ihn/sie* anblicke – auch wenn das tatsächlich nicht der Fall ist. Denn ich kann ihm/ihr nur diesen Eindruck vermitteln, wenn ich gerade *nicht* in seine/ihre Augen schaue, die ich auf dem Bildschirm sehe, sondern wenn ich meinen Blick abwende und in die Kamera schaue.

Bei Videokonferenzen mit mehreren ist das Problem noch vertrackter. Die Beteiligten können, wenn sie glauben, von mir angeblickt zu werden, zwar versuchen zurückzublicken, also meinen Blick zu erwidern, doch dieses Zurück-Blicken kann ich nicht wahrnehmen, da ich ja immer noch in die Kamera schaue und ich deshalb das Gesicht und die Augen der Anderen nur in der Peripherie meines Blickfeldes wahrnehmen, jedoch nicht fokussieren kann. Sobald ich jedoch versuche zurückzublicken, also zum Blick der Anderen zu wechseln, sehen die Anderen nicht mehr, dass ich ihnen in die Augen schaue. Sie bemerken stattdessen, dass ich gerade den Augenkontakt abgebrochen habe. So entsteht eine unaufhebbare Asynchronie, die das gemeinsame Anblicken (auch wenn man es immer wieder versucht) unmöglich macht und damit alle die sozialen Prozesse, die darauf beruhen, dass man sich gegenseitig anblickt und dabei Übereinstimmung bzw. Dissens feststellt.

Die Bedeutung des Einander-Anblickens ist bislang in der wissenschaftlichen Literatur (zu) wenig beachtet und untersucht worden. Allein im Liebesdiskurs, und damit meine ich sowohl den wissenschaftlichen und literarischen Diskurs über Liebe als auch den Diskurs der Liebenden, wird an zentraler Stelle immer wieder das Versinken im Blick des Anderen als wesentliches Merkmal des Erkennens der gegenseitigen Liebe und des Miteinander-Eins-Werdens thematisiert. Auch in Prüfungs- und Vernehmungssituationen ist das gegenseitige Anblicken von zentraler Bedeutung für das Verstehen und die Handlungsabstimmung, für die Einschätzung, ob jemand über Wissen verfügt oder die Wahrheit sagt oder nicht. Zudem wissen wir aus der Gewaltforschung, dass in Konfrontationssituationen das Standhalten bzw. das Nichtstandhalten des Blicks (*shoot out* mit Blicken) als Machtkampf mit Blicken aufgefasst wird und der Ausgang dieses symbolischen

Kampfes entscheidend dafür ist, ob es zur handgreiflichen Gewalt kommt oder nicht.

Im Kontext wissenschaftlicher Datenanalyse ist das Einander-in-die-Augen-Blicken vor allem für zwei Ziele besonders wichtig: einerseits für die *Schaffung eines Arbeitsflows*, andererseits für die *Schaffung einer gemeinsamen Überzeugung*. Letzteres wird besonders deutlich und wichtig in gemeinsamen Interpretationssitzungen. Bei Interpretationssitzungen via Videokonferenz fällt sofort auf, dass kein richtiger *Flow* zustande kommt, dass nicht in schneller Folge Redebeitrag auf Redebeitrag folgt. Normalerweise entsteht durch die schnelle Folge von Redebeiträgen eine Art *Sog*, der alle dazu drängt, sich zu beteiligen. Dieser Interpretationsflow, der die Teilnehmer*innen in der Kopräsenz nicht nur beflügelt, sondern auch auf gute Gedanken kommen lässt, entsteht in Videokonferenzen meines Erachtens deshalb nicht, weil wegen des fehlenden Augenkontakts keine echte Interpretationsgemeinschaft entsteht. Stattdessen bleibt jede*r bei sich vor ihrem/seinem Rechner im Arbeitszimmer, erlebt nicht die Atmosphäre der Gemeinsamkeit, sondern bleibt auf Distanz¹¹ und wird *nicht* in die Interaktionsdynamik hereingezogen. Das kann auch Vorteile haben, weil die innere Distanz dafür sorgt, sich nicht zu schnell einer Lesart anzuschließen; diese innere Distanz hat aber auch den Nachteil, dass es sehr viel schwieriger wird, überhaupt eine gemeinsame Lesart zu entwickeln.

Die nicht aufkommende Gruppendynamik hat zudem zur Folge, dass es zu keinem echten *Gruppenkonsens* kommt. In Interpretationsgruppen unter Kopräsenz können alle, die sprechen, in den Augen der Anderen *lesen*, was diese von dem jeweiligen Redebeitrag halten – sie haben nämlich in der Konversation die Pflicht, den jeweils laufenden Gesprächsbeitrag mit ihren Körpern und Augen zu evaluieren. Zustimmung in den Augen der Anderen treibt einen dazu, weiter zu sprechen; der leere oder der zweifelnde Blick dagegen hemmt das Weitersprechen und lässt einen leicht verstummen.

11 Die mittels digitaler Medien erzeugte soziale Distanz in Forschungsteams hat auch Folgen für die Qualität der Zusammenarbeit, da es nicht möglich ist, in Forscher*innengruppen die Nähe und Gemeinsamkeit kommunikativ immer wieder herzustellen, die für gemeinsame Arbeit konstitutiv ist. Denn auch Nähe und Gemeinsamkeit müssen jeden Tag aufs Neue hergestellt werden. Doch wie gelingt dies zu Zeiten digitaler Zusammenarbeit auf die Ferne? Wie lässt sich der *common ground* und das *common goal* von Forschung herstellen? Mir scheint, je länger das virtuelle Ferndasein den Arbeitsalltag von Forschung bestimmt, desto mehr erodieren Teamgeist und das gemeinsame Ziel. Fraglich ist, ob das, was jetzt noch aufgrund des Improvisationsgeschicks vieler möglich ist, auch auf Dauer aufrecht zu erhalten ist.

Wenn jedoch alle Beteiligten einander mit Blicken signalisieren, wie produktiv das gerade Geäußerte ist, dann entsteht nicht nur ein Flow, sondern mit jeder Spur von Zustimmung im Blick versichern sich Blickende wie Angeblickte, dass sie auf der richtigen Spur sind – und sie verpflichten sich auf diese Spur und machen sie somit fester. Auf diese Weise entsteht nicht nur schrittweise eine gemeinsame Lesart, sondern es entsteht auch eine Lesart, die von allen durch ihre jeweiligen Blicke ratifiziert wurde. Dies schrittweise Erarbeiten einer Interpretation und deren jeweilige Bestätigung durch die Blicke der Anwesenden schafft also eine gemeinsame Lesart, von der alle überzeugt sind; es kommt zu einer kommunikativen Konstruktion der Ausdeutung der gerade untersuchten Daten, an die alle glauben können.

Digitale Medien schaffen ein ungutes Klima für Gruppenintegration und unfertige Ideen

Aus meiner Sicht ist das Sich-immer-wieder-kurz-Anblicken-können auch für die Schaffung von Gemeinschaft von zentraler Bedeutung. Denn der Kontakt im Moment des Gegenseitig-sich-Anblickens (Blickkontakt) zeigt den Beteiligten immer wieder, wer man füreinander ist und was von den Aussagen des Anderen zu halten ist. Aber wenn wir uns *nicht* anblicken können, dann kann der Andere mich so wenig spiegeln wie ich ihn. Insofern sind Verstehen *und* Handlungsabstimmung durch Anblicken, also die *informelle* Handlungsabstimmung deutlich erschwert.

Diese Form der Handlungsabstimmung, die in allen Organisationen von großer Bedeutung ist, leidet durch Telefon- und Videokonferenzen. Selbst wenn man versucht, in Videokonferenzen das Informelle zu simulieren (durch Pausen und das informelle Gespräch vorher und nachher) wird dennoch wegen des medialen Rahmens, der Aufzeichnungen prinzipiell ermöglicht, das Informelle zum Formellen. Damit verliert das Informelle seine Kraft – sowohl seine *innovative* wie seine *integrierende*. Träfe man sich nicht im Netz, sondern stattdessen an einem konkreten Ort, in einem konkreten Haus zu bestimmten Zeiten, dann gäbe es dort immer ein Vorher, ein Nachher und die Pausen dazwischen – alles Gelegenheiten, zwischen Tür und Angel, am Wasserspender, in der Cafete, an der Bar bei einem Glas Wein, Bier oder Brause Informelles kurz anzusprechen und miteinander abzustimmen.

Telefon- und Videokonferenzen sind daher *keine* Lösung für gemeinsames Forschen und Teamintegration zu Coronazeiten, sondern sie sind nur *Krücken*.¹² Deshalb sollte man meines Erachtens in nächster Zeit nicht alle seine Chips auf digitale Handlungsabstimmung setzen, sondern auch und *verstärkt* nach nicht-virtuellen Räumen suchen, in denen *gemeinsame* Forschung und Gruppenintegration leichter möglich sind. So kann man sich auch in *Außenanlagen*, auf dem Campus, in Parks, auf Wiesen und in Gärten treffen – also überall, wo mehr Platz und Luft ist, aber dennoch Begegnung. All das wird nicht immer und nicht für alle Zwecke gehen, aber es verbessert das Klima für gute und effektive Zusammenarbeit. Zumindest ein wenig.

Das kommunikative Mit- und Gegeneinander ist in der Wissenschaft außerordentlich fruchtbar, und ich bin sicher, dass noch keine wissenschaftliche Entdeckung oder eine gute Idee *monologisch* entstanden ist. Stets sind das eigene Denken und die eigenen Entdeckungen eingebunden in einen gedanklichen oder tatsächlichen, durchaus streitbaren Diskurs mit Kollegen und Kolleginnen, die noch leben, und anderen, die schon vor Jahrhunderten verstorben sind. Wissenschaftlicher Fortschritt basiert deshalb immer auf Dialog, also Kommunikation. Dies hat sich auch zu Coronazeiten nicht verändert. Aber die Bedingungen.

Verändert hat sich nämlich, dass man jetzt Gespräche über das, was einem durch den Kopf geht und was man gerne einmal mit anderen Aug' in Aug' besprechen möchte, dass all dies jetzt telefonisch oder per Videokonferenz erfolgt bzw. zu erfolgen hat. Letzteres ist wichtig, da verschiedene Hochschul- und Institutsleitungen sehr dringlich darauf hinweisen, dass gemeinsame Forschung in einem Raum vorerst nicht möglich ist. Dienstliche Besprechungen (und das schließt gemeinsame Forschung mit ein) mit mehr als zwei Personen sollen vorrangig digital durchgeführt werden und nur im Ausnahmefall in Präsenz. Die Vorgaben beinhalten auch, dass die Vorgesetzten die Mitarbeiter*innen in ihrem Bereich dazu anhalten müssen, während ihrer Anwesenheit physische Kontakte untereinander auf ein Mindestmaß einzuschränken und die Abstandsregelungen einzuhalten. Bleibt allein der virtuelle Raum – also Video- und Telefonkonferenzen.

12 Für manche Praktiken, die für Wissenschaft konstitutiv sind, sind die digitalen Medien noch nicht einmal Krücken, sondern weitgehend unbrauchbar. So zum Beispiel bei der Durchführung akademischer Riten. Will man nämlich die Verabschiedung einer Kollegin oder eines Kollegen mit einer ehrenden Festveranstaltung feiern, dann »verhungert« die Performativität des Rituellen, wenn alle über eine Videokonferenz der Kollegin oder dem Kollegen ihre Achtung zollen wollen und die oder der zu Ehrende alleine vor seinem Bildschirm sitzt.

Allerdings ist allen diesen medialen Formen der kommunikativen Handlungsabstimmung gemeinsam, dass sie in der Regel einen etwas *formelleren Rahmen* haben, dass man sich klar verabredet, genaue Zeiten festsetzt für Beginn und Ende, oft auch Protokoll führt oder das Tonband mitlaufen lässt. Obwohl all dies auch bei Forschung unter Anwesenden in der Regel der Fall ist, verändert die höhere Formalität und vor allem der Umstand, dass es kein informelles Vorher und Nachher gibt, die Kommunikationssituation maßgeblich.

Was aus erkenntnistheoretischer Sicht an diesem neuen Setting aber entscheidend ist: Der formellere Rahmen macht es unwahrscheinlicher, dass Halbgares und Informelles zur Sprache kommen, dass man etwas Noch-nicht-recht-Bedachtes dahinsagt, einfach im und durch Aussprechen ausprobiert, dass man (wie Heinrich von Kleist 1878 so treffend erläutert hat) die Gedanken im Sprechen mit anderen langsam verfertigt – all das fällt im digitalen Raum leicht weg. Dabei ist es bei allen Formen der Forschung und natürlich auch bei der Betreuung von Studierenden, Promovierenden, Habilitierenden und Projektmitarbeiter*innen so wichtig, auch informell miteinander sprechen und Informelles miteinander besprechen zu können.

Wissenschaftlichen Karrieren werden durch die Pandemie beeinträchtigt

Die mit der Pandemie verbundenen Kontakteinschränkungen haben jedoch nicht nur den Kontakt zu den Beforschten und den Kontakt der Forschenden untereinander erschwert oder sogar verhindert, sondern behindern auch wissenschaftliche Karrieren. Dies vor allem, weil viele Projektleiter*innen und Mitarbeiter*innen *Kinder* haben, die wegen der pandemiebedingten Beschränkungen nicht mehr die *Kitas* besuchen dürfen, oder Kinder, die noch zur *Schule* gehen, und die jetzt zu Hause von ihren Eltern beschult werden müssen. Wer einen Home Office Platz hat, kann in der Regel die Notversorgung nicht in Anspruch nehmen. Erschwerend kommt manchmal hinzu, dass Forscher*innen selbst zu den besonders *vulnerablen Gruppen* gehören und sich ein strenges Kontaktverbot auferlegen.

Die an den Hochschulen fast flächendeckend eingeführte Arbeit im Home Office bringt es mit sich, dass Berufungsverfahren nicht oder sehr viel später abgeschlossen, Einstellungen und Verlängerungen nicht oder sehr viel später

vorgenommen werden können, weil die zuständigen Gremien jetzt digital ihre Handlungen abstimmen müssen, was oft sehr zeitaufwendig ist. Entscheidungsprozesse auf allen Ebenen haben sich deutlich verlangsamt. Wo Berufungen auch von einer Probevorlesung abhängig sind, müssen völlig neue Formen des Nachweises didaktischer Fähigkeiten erbracht werden.

Die Pandemie hat aber auch massive Auswirkungen für die Qualifikation des wissenschaftlichen Nachwuchses: Masterarbeiten, Dissertationen und Habilitationen, die mit qualitativen und interpretativen Verfahren arbeiten, geraten teils massiv in Verzug, weil die Datenerhebung nicht mehr oder erst später oder mit anderen Methoden möglich ist. Alle *Forschungsarbeiten* – seien es drittmittelgeförderte Projekte oder private Vorhaben – werden in den nächsten Monaten, möglicherweise in den nächsten ein oder zwei Jahren keine Untersuchungsmethoden anwenden dürfen,¹³ die einen physischen *Kontakt* zu den Untersuchten zur Voraussetzung haben.

Die DFG (und andere Drittmittelgeber) haben sehr früh und sehr unterstützend auf die coronabedingten Veränderungen der Forschungsbedingungen reagiert und aufwandsarme (kurze) Verlängerungen ermöglicht – und zwar zunächst für Projekte, die im Juni 2021 enden, später auch für Projekte, welche erst am 31. Dezember 2021 enden (DFG 2020; DFG 2021). Projekte, deren Weiterführung wegen der pandemiebedingten Einschränkung des gesellschaftlichen Lebens gefährdet ist, können also ohne großen Aufwand für *drei Monate* zusätzliche Mittel beantragen, nämlich 80 % ihrer durchschnittlich bewilligten Mittel. Das funktioniert schnell und reibungslos, was ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann. Diese Soforthilfen decken jedoch nicht 100 % des Bedarfs eines Projekts ab, sondern in meinem Falle *nur* 75 %, was de facto dazu führt, dass man nur zehn Wochen verlängern kann. Und natürlich sind drei Monate bzw. zehn Wochen viel zu wenig. Die Neuorganisation der Arbeit, das Einrichten neuer Arbeitsroutinen, die Entwickeln neuer Methoden der Datenerhebung und Datenauswertung, die neue Austarierung der Verbindung von Privatleben und Arbeitsleben im Home Office, die Übernahme von Sorgeverantwortung für Kinder und kranke Verwandte und die Bewältigung von Sinn- und Existenzkrisen, die die Pandemie in unterschiedlicher Ausprägung mit sich bringt, all dies (und noch Vieles mehr) kostet sehr, sehr viel Zeit.

13 Es fragt sich, welche Auswirkung das für die Bewertung der Arbeiten hat: Werden die Prüfer*innen die »alten« Standards anlegen oder großzügig alles annehmen, was möglich war. Und welche Akzeptanz erfahren diese Arbeiten?

Neben diesen Maßnahmen hat die DFG (und haben auch andere Drittmittelgeber) die Möglichkeit der *kostenneutralen Verlängerung* erleichtert. »Projekte, die durch Corona-Sofortmaßnahmen kostenwirksam verlängert wurden und ihre Projektziele innerhalb der Verlängerung aufgrund der andauernden Einschränkungen nicht erreichen konnten, können im Anschluss an die Sofortmaßnahme nun ebenfalls kostenneutral verlängert werden« (vgl. DFG 2020; siehe auch DFG 2021). Beide Möglichkeiten (Soforthilfe und kostenneutrale Verlängerung), so sinnvoll sie auch sind, erscheinen mir jedoch *nicht ausreichend* zu sein.

Kostenneutrale Verlängerung hilft nur denen, die feste Stellen innehaben; jenen Forschenden, die ihr Leben und ihre weitere Qualifikation mit einer Projektstelle finanzieren müssen, hilft das überhaupt nicht.¹⁴ Bleibt also nur ein ordentlicher *Verlängerungsantrag*. Der macht aber nur dann Sinn, wenn in dem neu beantragten Zeitraum wieder Forschung mit physischem Kontakt durchgeführt werden kann. Hier beißt sich die Katze in den Schwanz, denn das ist auf absehbare Zeit in vielen Fällen wegen der weiterhin bestehenden Kontakteinschränkungen nicht möglich. Alternative Verfahren der Datenerhebung sind nämlich in bestimmten Fällen nicht möglich, weil sie nicht zur Fragestellung passen (siehe oben).

Daraus ergibt sich eine Fülle von Fragen. Vordringlich sind sicher Fragen nach der *finanziellen* oder *rechtlichen* Weiterführung der Projekte. Was passiert mit Projekten, die gerade angefangen haben und ihre Forschung nicht durchführen können? Was passiert mit Projekten, die mitten in der Arbeit sind? Unter welchen Bedingungen sind Projektverlängerungen möglich, wie sieht es mit der Finanzierung der Mitarbeiter*innen aus? Was wird aus den Masterarbeiten, Dissertationen und Habilitationen, die entweder nicht oder nicht fristgerecht fertiggestellt werden können?

Es wird empirisch zu prüfen sein, wie die Nachwuchswissenschaftler*innen (und ihre Angehörigen) die unterschiedlichen Anforderungen von Qualifikation, Forschung, Onlinelehre, Home Schooling bzw. Kleinkindbetreuung verkraften und ob die Verlängerung um ein Jahr wirklich ausreicht, die zusätzlichen Lasten zu kompensieren. Aus meiner Sicht steht zu befürchten, dass die aktuelle Situation für viele eine massive Überforderung darstellt, was zu einem vermehrten Abbruch von Qualifikationsarbeiten führen wird. Was das für den wissenschaftlichen Nachwuchs, aber auch für die Universitäten bedeutet, kann man sich gut ausmalen.

14 Zu den statusungleichen und geschlechterungleichen Herausforderungen, die Corona zur Folge hat, siehe auch Sawert, Keil (2021).

Die angemessene Erforschung benachteiligter/vulnerabler Gruppen ist nur eingeschränkt möglich

Die Pandemie beeinträchtigt nicht nur die Forschung und die *Forschenden* (und natürlich auch deren Familien und deren beruflichen Ambitionen), sondern auch diejenigen, zu deren Problemen geforscht wird. Dies vor allem, weil das, was sozialwissenschaftliche Forschung an Wissen und Theorien zutage bringt, denen nützt, die beobachtet und untersucht werden. Nicht nur die Naturwissenschaften und die Medizin helfen dabei, die Lebenslagen der Menschen zu verbessern, sondern auch die Sozialwissenschaften. Würde in den nächsten Jahren keine Forschung mehr zu Themen möglich sein, die Feldkontakte zu Menschen aus besonders vulnerablen oder benachteiligten Gruppen zur Voraussetzung haben, dann würde es dort auch keine theoretischen und praktischen Fortschritte geben.

Hinzu kommt jedoch noch ein weiterer Punkt, der aus den unterschiedlichen sozialen Lagen der Beforschten resultiert (ein Punkt, der auch die Effektivität von *home schooling* begrenzt): Die neuen Formen von Forschung haben nämlich digitale Medien und deren Beherrschung zur Voraussetzung – was heißt, dass die Untersuchten selbst über die (teils teuren) Geräte verfügen und zum anderen diese Geräte auch bedienen können müssen. Hier existiert in der deutschen Gesellschaft jedoch (noch) ein großer Graben: auf der einen Seite jene, die das Geld und die Kompetenz haben, solche Geräte zu kaufen, auf dem neuesten Stand zu halten und zu bedienen – auf der anderen Seite des Grabens diejenigen, die (wenn überhaupt) über alte Geräte verfügen und nicht über die Kompetenz, die Medien digitaler Kommunikation zu beherrschen. Oft besitzen Ältere und Menschen mit geringem Einkommen nur ältere Smartphones, mit denen es nicht möglich ist, Skype-Bilder zu übertragen oder an Videokonferenzen teilzunehmen – ganz zu schweigen von Tablets, mit denen man Videoaufnahmen machen könnte.

Dies kann leicht zur Folge haben, dass in der nächsten Zeit nur noch die Geimpften, Jungen, Gebildeten, Vermögenden ihresgleichen untersuchen können. Das bedeutet, dass bestimmte Bereiche unserer Gesellschaft, so zum Beispiel die Lebenswelten der Nichtgeimpften, Nicht-so-Gesunden, der Nicht-so-Gebildeten, der Nicht-so-Vermögenden und der Nichtjungen nicht (mehr) angemessen erforscht werden können.

Zwei verlorene Jahre?

Es gibt optimistische Diagnosen, die zu dem Ergebnis kommen, dass die Coronakrise und ihre Bewältigung mittels digitaler Medien gezeigt hätten, dass empirische Forschung auch ohne Anwesenheit im Feld funktioniert. Manches ist auch sicherlich machbar – wenn die Fragestellung es rechtfertigt, digitale Verfahren bei der Datenerhebung und Datenauswertung einzusetzen, also Videokonferenzen oder Telefonkonferenzen im Team und auch mit den Untersuchten durchzuführen. Aber selbst dann, wenn digitale Verfahren möglich sind, können sie meines Erachtens nur für eine begrenzte Zeit Krücken sein, um die Arbeit so lange weiterzuführen bis wieder physischer Kontakt möglich ist. Sie können nicht, und zwar nicht allein aus erkenntnistheoretischer Perspektive, das neue »Normal« der empirischen Sozialforschung sein, das hoffe ich gezeigt zu haben. Stattdessen sollte man erheblichen geistigen und materiellen Aufwand betreiben, um nach Möglichkeiten zu suchen, neue Formen von Kontakten herzustellen, die sowohl sicher als auch angemessen sind.

Viele Projektleiter*innen und Forschende fühlen sich in der Pandemie hinsichtlich der Folgen, Verantwortlichkeiten, Notwendigkeiten und Veränderungen der wissenschaftlichen Praxis alleine gelassen. Das gilt auch für die, die sich neben der Qualifikationsarbeit um ihre Kinder kümmern müssen. Denn es scheint so, als seien Drittmittelgeber, die Fachgesellschaften und auch die Universitäten der Ansicht, hier hätten vor allem die Antragsteller*innen und die Menschen in der Qualifikationsphase die Bringschuld: Es sei deren Aufgabe, überzeugende Pläne vorzulegen, wie man weiterhin Forschung betreiben bzw. sich qualifizieren kann. Das ist sicherlich zum Teil auch zutreffend – aber da hier ein strukturelles Problem vorliegt, sind sie meines Erachtens nicht alleine zuständig.

Aus meiner Sicht sind hier auch alle *Drittmittelgeber*, zudem die *Fachgesellschaften* und die *Universitäten* in der Pflicht: Sie sollten auch aus eigenem Interesse aktiv daran mitarbeiten, sozialwissenschaftliche Forschung (und Lehre¹⁵) wieder möglich und effektiv und den Erwerb von Qualifikationen unter Coronabedingungen weiterhin möglich zu machen. Zum Beispiel hätte man öffentlich deutlich machen müssen, dass auch sozialwissenschaftliche Forschung kein Freizeitvergnügen von Wissenschaftler*innen ist, sondern dazu dient, gesellschaftliche Praxis und deren Probleme aufzuhellen und zu lösen,

15 Zur meines Erachtens zutreffenden Bewertung dieser Untätigkeit aus Sicht der Studierenden siehe Casper, Kock und Strunz (2021).

somit systemrelevant ist. Es ist irritierend zu sehen, dass zurzeit über diese Fragen Politiker*innen und Mediziner*innen vor Ort entscheiden und die Sozialwissenschaftler*innen und ihre Vertretungen bis auf wenige Ausnahmen stumm bleiben. Denn wenn es nicht möglich ist, bald wieder Forschung zu betreiben, dann droht, dass eine oder gar zwei Jahrgangskohorten von Drittmittel-Projekten nicht durchgeführt oder nicht zu Ende geführt werden und dass die dort beschäftigten Nachwuchswissenschaftler*innen ihre Qualifikationsarbeiten nicht erfolgreich beenden können.

Hier könnten die Drittmittelgeber aus meiner Sicht mehr tun. Zwar sind viele bereit, großzügig die jeweiligen Einzelfälle zu betrachten und Hilfen bereitzustellen, aber generelle Lösungen sind nicht in Sicht, weil man Mitnahmeeffekte vermeiden will. Hilfreich wäre meines Erachtens, wenn es für eine bestimmte Zeit einfacher wäre, Verlängerungsanträge zu stellen, die über die bislang bewilligte Soforthilfe von drei Monaten hinausgehen. So sollte eine coronabedingte Verlängerung von bis zu zwölf Monaten in einem *vereinfachten Verfahren* möglich sein. Nur so kann man vermeiden, dass Projekte ohne Ergebnis abbrechen.

Auch sollten die Drittmittelgeber sich klar positionieren, wie man in Zukunft mit Projekten umgehen möchte, die aufgrund ihrer Forschungsfrage Verfahren zum Einsatz bringen, die einen physischen Kontakt notwendig machen. Werden diese Projekte (solange Corona nicht endgültig eingedämmt ist) prinzipiell abgelehnt oder mit einer Sperrfrist belegt oder werden sie im gleichen Verfahren wie alle anderen bewilligt bzw. abgelehnt und dann kommt es auf das Glück an, ob die Forschung auch durchgeführt werden kann. Was passiert mit neu beantragten Projekten? Steht hier die gleiche Menge an Geld zur Verfügung wie früher oder ist damit zu rechnen, dass aufgrund der Verlängerung vieler Projekte, neue Projekte später oder gar nicht bewilligt werden? Noch ist das alles völlig unklar – weil sich zum Beispiel die Drittmittelgeber dazu öffentlich bislang nicht äußern. Natürlich ist es hilfreich, wenn die sich im Vorfeld wegen der Dynamik der Entwicklung nicht grundsätzlich auf eine bestimmte Regelung festlegen wollen, haben sie doch so mehr Gestaltungsspielräume für die Einzelfälle. Andererseits wüssten Wissenschaftler*innen, die einen Antrag stellen wollen, gerne, was sie für eine erfolgreiche Antragstellung zu Zeiten der Pandemie berücksichtigen müssen. Insgesamt scheint es mir so zu sein, dass noch erheblicher Kommunikationsbedarf besteht, dass die einzelnen Institutionen, also die Universitäten und Forschungsinstitutionen, die Fachgesellschaften, die Dritt-

mittelgeber und die Politik zusammen mit den Wissenschaftler*innen darüber debattieren müssen, welche gesellschaftlichen Probleme und Felder man trotz der Bedrohung durch Pandemien auch weiterhin untersuchen muss und wie die Zukunft der (qualitativen) Forschung aussehen soll.

Literatur

- Basch, Johannes / Melchers, Klaus / Kurz, Anja / Krieger, Maya / Miller, Linda 2020: It Takes More Than a Good Camera: Which Factors Contribute to Differences Between Face-to-Face Interviews and Videoconference Interviews Regarding Performance Ratings and Interviewee Perceptions? *Journal of Business and Psychology*. doi:10.1007/s10869-020-09714-3.
- Casper, Matthias / Kock, Kira / Strunz, Timo 2021: »Wer nichts produziert, hat nichts zu melden«. Die Politik macht sich in der Pandemie mehr Gedanken über Gartenmärkte als über Universitäten. *Süddeutsche Zeitung* vom 12. April 2021.
- DFG 2020: Ausweitung der finanziellen Unterstützung für DFG-geförderte Forschungsarbeiten während der Coronavirus-Pandemie. Information für die Wissenschaft Nr. 93, 8. Dezember 2020.
- DFG 2021: Coronavirus-Pandemie und Lockdown: DFG weitet Finanzhilfen für geförderte Forschungsprojekte aus. Pressemitteilung Nr. 6, 26. März 2021.
- Hirschauer, Stefan 2014: Intersituativität. Teleinteraktionen jenseits von Mikro und Makro. In Bettina Heintz / Hartmann Tyrell (Hg.), *Interaktion, Organisation, Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen*. Sonderheft der Zeitschrift für Soziologie, 109–133.
- Knorr-Cetina, Karin 2012: Skopische Medien. In Friedrich Krotz / Andreas Hepp, (Hg.), *Mediatisierte Welten*. Wiesbaden: Springer VS, 167–196.
- Santana, Francisca N. / Hammond Wagner, Courtney / Berlin Rubin, Nina et al. 2021: A path forward for qualitative research on sustainability in the COVID-19 pandemic. *Sustain Sci*, vol. 16, 1061–1067.
- Sawert, Tim / Keil, Maria 2021: Reconfigurations in scientific work: The COVID-19 pandemic and its effects on knowledge production in German Sociology, Manuskript im Begutachtungsverfahren.
- von Kleist, Heinrich 1964 [1878]: Die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. In Heinrich von Kleist, *Anekdoten, Kleine Schriften*. München: DTV. 53–58.

Wechsel des DGS-Vorsitzes

Briefe zum Abschied und zur Begrüßung

Sehr verehrte, liebe Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Soziologie,

der neue Vorstand der DGS ist gewählt und hat Ende April seine Arbeit aufgenommen. Zeit, zurück zu schauen, aber auch einen Ausblick in die Zukunft zu wagen.

In meiner zweijährigen Amtszeit fanden zwei große Veranstaltungen statt und ein weiterer Kongress wird gerade vorbereitet. Während wir die 2. Regionalkonferenz in Jena zu »Great Transformation. Die Zukunft moderner Gesellschaften« noch in Präsenz durchführen konnten, blieb uns für den 40. Kongress der DGS zum Thema »Gesellschaft unter Spannung«, der eigentlich in Berlin geplant war – im Jahr von Max Webers 100. Todestag – nur die Option, diesen im virtuellen Format stattfinden zu lassen. Dies wird auch für den gemeinsamen Kongress von ÖGS und DGS zum Thema »Post-Corona-Gesellschaft? Pandemie, Krise und ihre Folgen« der Fall sein, der im August diesen Jahres stattfinden wird.

Der DGS-Kongress 2020 war, trotz seines digitalen Formats, ein Erfolg. In der Beteiligung unterschied er sich kaum von den vorherigen Kongressen und auch die Zufriedenheit der Teilnehmenden war vergleichbar. Allein, es fehlte an sozialer Nähe – keine Kongressparty, keine gemeinsamen Kaffeepausen, keine Möglichkeit des zufälligen Kennenlernens! Die Hoffnung, diese Lücke mit dem Soziologiekongress in Wien zumindest teilweise wieder schließen zu können, mussten wir im April 2021 aufgeben. Zu Beginn der Planung des »Wiener Kongresses« hofften wir, dass der Haupttitel ohne Fragezeichen auskommen würde. Nun zeigt sich, dass es vielleicht gar kein »Post« geben wird, wir auf ungewisse Zeit mit dem Virus werden leben müssen. Umso dringlicher die soziologische Beschäftigung mit den höchst krisenhaften gesellschaftlichen Begleiterscheinungen.

Neben den Kongressen beschäftigten uns in den vergangenen beiden Jahren die (inter)nationale Gefährdung der Wissenschaftsfreiheit und die in gewisser Weise damit zusammenhängende Auseinandersetzung mit aktuellen gesellschaftlichen Debatten zur Wissenschaftskommunikation. Als Fachgesellschaft kann die Unterstützung der um ihre (Wissenschafts-)Freiheit bangenden Kolleg:innen beispielsweise in der Türkei, in Ungarn oder in

Brasilien nur ideeller Natur sein, aber wir sind zuversichtlich, dass unser vielstimmiger Protest wahrgenommen wird. Was die Debatte um Wissenschaftskommunikation betrifft, so führen wir hier eine Debatte an, die zum Ziel hat, die spezielle Strategie der Wissenschaftsministerin zur Stärkung der Wissenschaftskommunikation zumindest zu irritieren und den gesellschaftlichen Prozess kritisch reflektierend mitzugestalten. Unter anderem hielten wir hierzu einen interdisziplinären Workshop mit Kolleginnen und Kollegen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz ab. Deutlich wurde unter anderem, dass Wissenschaftskommunikation in einem weiten Verständnis ein integrativer Bestandteil unserer wissenschaftlichen Tätigkeit sein muss und es keine – womöglich auch noch hierarchisierte – Aufgabenteilung innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaften geben darf.

Wir haben in den letzten beiden Jahren die Arbeit in den Ausschüssen und Kommissionen mit großem Engagement weitergeführt. Vor allem die Arbeit im Ausschuss »Soziologie in Schule und Lehre« stellt sich dabei immer wieder als Sisyphosarbeit heraus. So finden die (fach)politischen Anstrengungen, den offiziellen Anteil der Soziologie im Schulunterricht zu reduzieren, absehbar kein Ende. Außerdem haben Vorstand und Konzil eine Kommission zur Stärkung der Repräsentanz des Mittelbaus in den Gremien der DGS und zur Vereinfachung des Wahlverfahrens eingesetzt. Die Vorschläge der Kommission sehen Quoten für Vertreter:innen des Mittelbaus und der Studierenden im Konzil und feste Plätze für den Mittelbau im Vorstand vor. Die stärkere Vernetzung der studentischen Mitglieder der DGS ist ein willkommenes Nebenprodukt dieser Aktivitäten. Wenn ich diese Zeilen schreibe, diskutieren die Mitglieder darüber auf SozBlog.

Das Konzil hat den Vorstand des Weiteren beauftragt, sich erneut und ergebnisoffen mit der Frage einer Teilnahme der Soziologie als Disziplin am CHE-Ranking auseinanderzusetzen. Auslöser dafür war die Einladung des CHE, sich an einem Fachbeirat zu diesem Thema zu beteiligen. Dieser Fachbeirat hat mittlerweile seine Arbeit aufgenommen. In Sachen Datenmanagement engagiert sich der Vorstand in der Arbeit des RatSWD und hat dort dazu beigetragen, dass auch qualitative Daten verstärkt in den Blick genommen werden.

Und wir haben das Projekt einer internationalen Zeitschrift für die deutschsprachige Soziologie wieder aufgegriffen. Der Antrag für die Anschubfinanzierung des German Sociological Journal (GJS) liegt bei der DFG.

Spätestens an dieser Stelle wird es Zeit, den Mitgliedern des Vorstands und der Geschäftsstelle in Essen meinen Dank auszusprechen. Wir haben

in diesen beiden Jahren und trotz Corona viel geschafft. Das lag nicht zuletzt daran, dass wir uns von Beginn an sehr gut verstanden haben und dass wir zusammengehalten haben – auch unter den erschwerten Bedingungen in der zweiten Hälfte unserer Amtszeit. Liebe Gabriele, lieber Hans-Peter, lieber Hubert, liebe Larissa, liebe Sina und liebe Paula – bei der ich den Vorsitz der DGS in sehr guten Händen weiß – liebe Sonja, liebe Svenja, lieber Jan Dirk, ohne Euer immenses Engagement für unsere gemeinsame Sache, könnte ich heute nicht von all diesen erfolgreichen Aktivitäten berichten. Dafür danke ich Euch sehr. Mein Dank gilt aber auch Ihnen allen, den Mitgliedern der DGS. Ohne Sie könnten wir den 40. Kongress nicht als einen Erfolg feiern, ohne Sie und Ihr Engagement für die DGS, Ihre Beteiligung in den Sektionen, Arbeitsgruppen und Ausschüssen, an den Kommunikationsmedien der DGS und darüber hinaus wäre das alles nicht gelungen und schauten wir nicht mit Zuversicht in die Zukunft unserer Disziplin und unserer stetig sich vergrößernden Fachgesellschaft – wenn auch in krisenhaften Zeiten.

Eigentlich hatte ich mir alles ganz anders vorgestellt. So wie in Jena sollte es weitergehen, Begrüßungsreden auf den Kongressen und danach auf ein gemeinsames Bier, Sitzungen mit den Kolleg:innen in den Gremien und nach den leckeren Häppchen der gemeinsame Weg zur Kongressparty, die Vorstandssitzungen mit anschließendem Abendessen – alles nicht möglich und selbst unsere letzte gemeinsame Sitzung und die Übergabe an den neuen Vorstand haben wir virtuell durchgeführt.

Bevor ich mich nun aus dem Vorstand der DGS verabschiede, sei mir noch ein Hinweis erlaubt: die DGS-Homepage wurde neugestaltet und es findet sich dort unter *Aktuell* eine Rubrik Nachhaltigkeit mit »DGS-Empfehlungen für eine ökologisch nachhaltige Soziologie«.¹ Diejenigen, die mich kennen, wissen, dass mir dieses Thema ein großes Anliegen ist. Ich freue mich sehr, diese Spur gemeinsam mit den Kolleg:innen gelegt zu haben. Nun bleibt, dem neuen Vorstand und Dir, liebe Paula, alles Gute für die nächsten beiden mit Sicherheit erneut turbulenten Jahre zu wünschen.

Ihre / Eure Birgit Blättel-Mink

1 Siehe auch S. 343 in diesem Heft.

Geschätzte Colegas,

vielen Dank für Ihr / Euer Votum für den neuen Vorstand und für mich als Vorsitzende. Es ist mir eine Ehre – und es wird sicher eine Freude, die sich punktuell auch mit mancher Anstrengung paart. Mein Glückwunsch geht an alle Vorstandskolleg:innen: Ich freue mich auf eine lebendige und produktive Zusammenarbeit. Ebenso geht mein Glückwunsch an die neu gewählten Mitglieder im Konzil. Auch mit diesem Gremium wird die verbandsinterne Arbeit so angenehm und gewinnbringend laufen wie mit den Sektionen und der Sprecher:innen-Versammlung, da bin ich mir sicher. Diese Zusammenarbeit wird sich bis auf Weiteres digital gestalten, das hat sich in der vergangenen Legislatur sehr gut bewährt. Während ich – wie wohl alle – zwar das analoge Rumstehen und Tratschen beim Kaffee und die halb-lauten gewitzten (Sach-)Kommentare zu Geschäftsordnungen, Kongressplanungen oder zum Zustand der Soziologie im Allgemeinen und der Gesellschaft im Besonderen sehr! vermisste, so habe ich digitale Gremiensitzungen in ihrer eigenen Form schätzen gelernt. Die pandemiebedingt virtuellen DGS-Gremiensitzungen waren jedenfalls allesamt ergebnisreich und straff, hatten ihre lustigen Momente und durchaus neben einer professionellen auch eine freundliche Atmosphäre. Die Sektionen haben 2020 eine eigene digitale »Plattform« genutzt, unter anderem zur Generierung von Kandidat:innen für die vergangenen Wahlen. Das wurde sehr gut angenommen und das wird es 2021/22 weiterhin geben. Allen Beteiligten vielen Dank für ihre Flexibilität und ihr Engagement!

Für die kommende Legislatur stehen interessante und zum Teil kontroverse Themen an: Die Kontroversen im Fach selber (weiter) zu führen, das ist für mich ein Desiderat. Wege dafür zu finden, ist nicht trivial. Wie kann es gelingen, uns zwar nicht naiv zu blamieren damit, Einheitswissenschaft zu behaupten und dann doch reduktionistisch passend zu machen, aber auch nicht in der als Perspektivenpluralismus hübsch, aber schlecht getarnten, abgeschotteten Beliebigkeit zu verharren? Ich habe dazu das Format »Soziologie kontrovers« für kommende Kongresse konzipiert. Zahlreiche weitere Kolleg:innen hoffen auf und arbeiten zum Teil ebenfalls an einer verbindlichen disziplininternen Debatte. Verbandsintern wird es auch in den kommenden Jahren um das Thema nicht-professorale Mitglieder in der DGS gehen. Wie gelingt es, diese stärker in den Gremien einzubinden, vor allem aber: Wie können wir uns mehr als bislang mit der Soziologie als (hoch prekärer) professioneller Praxis befassen? Mir ist es ein Anliegen, die DGS dabei

noch stärker mit anderen Fachvereinigungen forschungs- und wissenschaftspolitisch zu vernetzen, um strukturell zur Verbesserung der Situation der Beschäftigten in academia beizutragen. Damit haben wir schon begonnen und das wird sicher intensiv weitergehen.

Die Internationalisierung der DGS in inhaltlicher und institutioneller Hinsicht wird ein Aspekt der Arbeit sein, insbesondere durch das neue Journal – German Sociological Journal – das wir hoffentlich mit Unterstützung der DFG implementieren können. Da werden übrigens, so alles klappt, die Sektionen in ihrer Breite und Fülle eine wichtige Rolle spielen, denn sie sollen allesamt im Editorial Board vertreten sein. Auch hier sehe ich Möglichkeiten zur fachinternen Kontroverse im besten Sinne. Und, schließlich, wird uns als DGS auch in den kommenden Jahren die öffentliche Wahrnehmung der Soziologie mindestens so beschäftigen wie die Wahrnehmung der Öffentlichkeit in der Soziologie. Diese wechselseitigen Sichtbarmachungen sind komplex und performativ, haben ihre je blinden Flecke, und finden in ungeheuer dynamischen Entgrenzungs- und Verdichtungsprozessen statt. Es bleibt turbulent! Die Soziologie steht, so zynisch das ist, gerade durch das Pandemiegeschehen zwar »gut«, weil sichtbar da. Aber zugleich kommen womöglich wichtige Daten und Erklärungen zu wenig öffentlich vor, wie manche Soziolog:innen öffentlich monieren, und womöglich ginge gerade angesichts der durch und durch sozialen Folgen und Dimensionen der Pandemie (Ungleichheiten in und durch Gesundheitsinfrastruktur oder Home Schooling, Care und Geschlechterfragen, Solidarität, Biopolitik, Wirtschaft und Gesellschaft, you name it) noch mehr Soziologie. Womöglich ginge unsererseits aber auch noch mehr multidisziplinäre Forschung und öffentliche Artikulation? Der digitale, ursprünglich für Wien geplante Kongress mit der ÖGS sucht jedenfalls auch dieses Gespräch.

Besonders danken möchte ich Birgit Blättel-Mink für ihr erfolgreiches, engagiertes Wirken in den vergangenen Jahren und zu guter Letzt auch der Geschäftsstelle, Dr. Sonja Schnitzler, Svenja Deutschbein und Jan Dirk Hoffmann. Ein besseres Team kann es nicht geben! Sie sind auch für Euch/Sie immer für Fragen und Anregungen per E-Mail oder telefonisch erreichbar. Ich ebenso. Sie finden mich unter anderem auf *twitter* unter @DieVilla4. Kommt bzw. kommen Sie in den social media dazu. Die soziologische *Twitteria* ist keine Blase von Schaumschläger:innen, sondern eine interessante, transnationale und lebendige Diskurs-Konstellation.

Ihre / Eure Paula-Irene Villa Braslavsky

Vorstand der DGS 2021 bis 2023

Vorsitzende und Beauftragte für Öffentlichkeitsarbeit

Prof. Dr. Paula-Irene Villa Braslavsky
Ludwig-Maximilians-Universität München
Institut für Soziologie
Konradstraße 6
D-80801 München
E-Mail: paula.villa@lmu.de

Stellvertretender Vorsitzender und Beauftragter für die Zeitschrift SOZIOLOGIE

Prof. Dr. Dirk Baecker
Universität Witten/Herdecke
Fakultät für Wirtschaft und Gesellschaft
Alfred-Herrhausen-Straße 50
D-58448 Witten
E-Mail: dirk.baecker@uni-wh.de

Beauftragte für internationale Beziehungen

Prof. Dr. Manuela Boatcă
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Institut für Soziologie
Rempartstraße 15
D-79085 Freiburg im Breisgau
E-Mail: manuela.boatca@soziologie.uni-freiburg.de

Beauftragte für die Sektionen

Prof. Dr. Petra Böhnke
Universität Hamburg
Fachbereich Sozialökonomie
Welckerstraße 8
D-20354 Hamburg
E-Mail: petra.boehnke@uni-hamburg.de

Schatzmeisterin und Beauftragte für Beschäftigungsverhältnisse

PD Dr. Heike Delitz
Universität Bamberg
Fakultät Sozial- und Wirtschaftswissenschaften
Fachgruppe Soziologie
Feldkirchenstraße 21
D-96052 Bamberg
E-Mail: heike.delitz@uni-bamberg.de

Beauftragter für Forschung

Prof. Dr. Hubert Knoblauch
Technische Universität Berlin
Institut für Soziologie
Fraunhoferstraße 33–36
D-10587 Berlin
E-Mail: hubert.knoblauch@tu-berlin.de

Beauftragter für Lehre

Prof. Dr. Jörg Strübing
Universität Tübingen
Institut für Soziologie
Wilhelmstraße 36
D-72074 Tübingen
E-Mail: joerg.struebing@uni-tuebingen.de

DGS-Empfehlungen für eine ökologisch nachhaltige Soziologie

Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) schließt sich einer Initiative der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK) an und legt ihren Mitgliedern folgende Handlungsoptionen für einen schonenden, nachhaltigen Umgang mit ökologischen Ressourcen nahe:

1. Grundsätzlich sollten alle Forschenden, Lehrenden und Beratenden prüfen, ob die Ausrichtung von oder Teilnahme an nationalen wie internationalen Tagungen, Arbeitstreffen oder sonstigen dienstlichen Besprechungen gegebenenfalls per Videochat oder Telefonkonferenz erfolgen kann, so dass nicht notwendige Reisen grundsätzlich vermieden werden.
2. Konferenzen, Tagungen und Workshops sollten grundsätzlich klimaneutral geplant werden. Die EnergieAgentur.NRW gibt mit ihrer Broschüre »Klimaneutrale Veranstaltungen – einfacher als gedacht« einen Leitfaden heraus, der unter folgendem Link zum kostenlosen Download bereitsteht: <https://broschuerenservice.nrw.de>.
3. Insbesondere Dienstreisen unter 1.000 km sollten grundsätzlich mit dem Zug angetreten werden.
4. Bei nicht vermeidbaren Flugreisen sollten die entsendenden Institutionen nicht nur die Reise, sondern auch die CO₂-Kompensation finanzieren.
5. Bei der Herausgabe oder Koordination von Schriftenreihen oder Zeitschriften sollte auf plastikfreie Umverpackungen geachtet werden.

Stellungnahme zur geplanten Änderung der Lehramtszugangsverordnung in Nordrhein-Westfalen

Sehr geehrte Frau Ministerin Gebauer, sehr geehrte Adressierte,¹

wir wenden uns heute an Sie als Vertreter*innen der für soziologische Inhalte verantwortlich zeichnenden Institute, Fachbereiche und Fakultäten, gemeinsam mit dem Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und dem DGS-Ausschuss Soziologie in Schule und Lehre.

In den letzten Monaten haben sich, wie Sie wissen, bereits zahlreiche Verbände und Organisationen, inklusive der Deutschen Vereinigung für Politische Bildung sowie dem Berufsverband Deutscher Soziolog*innen, und nicht zuletzt die Deutsche Gesellschaft für Soziologie gegen eine Änderung der LZV ausgesprochen.² Studierende riefen die Social Media-Kampagne #sowibleibt ins Leben.

Die Argumente, die in diesen Stellungnahmen und Aktionen vertreten werden, unterstützen wir in Gänze. Als Expert*innen in der soziologischen Lehre fordern wir explizit eine Rücknahme der geplanten Änderung und eine aktive Unterstützung der nordrhein-westfälischen Landesregierung bei der Aufrechterhaltung der Trias Politikwissenschaft, Soziologie und Wirtschaftswissenschaften in der sozialwissenschaftlichen Lehrer*innenausbildung, die seit Jahrzehnten landesweit erfolgreich durchgeführt wird und im Rahmen der Qualitätssicherung aller Lehramtsstudiengänge regelmäßig Lehrinhalte an die gesellschaftliche Gesamtsituation wie auch die in den Kernlehrplänen geforderten Kompetenzen anpasst.

Eine Umbenennung, wie in der neuen LZV geplant, führt zu Unruhe bei den Schulen, den Universitäten, den Lehrer*innen und den Studierenden, ohne dass diese erforderlich wäre, denn das Fach Sozialwissenschaften bildet seit jeher für ein breites Spektrum von Schulfächern aus (zum Beispiel Arbeitslehre, Gesellschaftswissenschaften, Politik/Wirtschaft etc.). Trotz vieler Nachfragen in zahlreichen Debatten ist bis jetzt noch keine hinreichende

1 An die Ministerin für Schule und Bildung des Landes Nordrhein-Westfalen Yvonne Gebauer sowie die Ministerin für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen Isabel Pfeiffer-Poensgen, die bildungspolitischen Sprecher*innen der NRW-Landtagsfraktionen, den NRW-Landtagsausschuss für Schule und Bildung, den NRW-Landtagsausschuss für Wissenschaft

2 Stellungnahme vom 15. Dezember 2020. <https://soziologie.de> → Ausschüsse → Ausschuss Soziologie in Schule und Lehre → Kritik an der Marginalisierung von Soziologie im Lehramtsstudium für sozialwissenschaftliche Schulfächer in Nordrhein-Westfalen.

Erklärung zu der geplanten Umbenennung erfolgt, insbesondere keine fachliche und bildungswissenschaftliche. Angesichts der allseitig registrierbaren zentralen gesellschaftlichen Herausforderungen, die im Zusammenhang mit der Corona-Pandemie besonders prononciert hervortreten, mutet es sachlich wie politisch geradezu widersprüchlich an, eines der Kernfächer, das die Expertise besitzt, derlei gesellschaftliche Problemhorizonte versteh- und erklärbar zu machen, in der Lehramtsausbildung in eine nur untergeordnete Position zu rücken. Nicht zuletzt ist das Lehramt »Sozialwissenschaften« eine starke traditionsreiche Marke, dessen Renommee sich entlang seiner über Jahrzehnte hinweg konsistenten Bezeichnung etabliert hat. Daher wehren wir uns vehement gegen eine solche weitreichende Änderung.

Lehrkräfte müssen auch in Zukunft so ausgebildet werden, dass die drei Disziplinen gleichermaßen kompetent vermittelt werden können. Wie die zahlreichen Stellungnahmen bereits ausführlich dargelegt haben, besteht schon bei einem Blick in die Kernlehrpläne kein Zweifel an der Zentralität der soziologischen Fachinhalte. Zentrale Themen und auch Herausforderungen des gesellschaftlichen Zusammenlebens wie soziale Ungleichheit, Migration und Teilhabe, Identität, Lebensgestaltung, Bildungsverläufe, Sozialstaat oder die sich wandelnde Sozialstruktur sind soziologische Kernforschungsinhalte. Diese Themen können im schulischen und damit auch im universitären Bereich nicht marginalisiert werden, sondern gehören ganz im Gegenteil eher gestärkt in das Zentrum politischer Debatten und gesellschaftlicher Diskurse. Nur durch eine ebenbürtige Einbindung der Soziologie kann die Vermittlung der Inhalte weiterhin so fruchtbar aus der gemeinsamen Perspektive von Wirtschaftswissenschaften, Soziologie und Politikwissenschaft erfolgen. Nirgendwo in Deutschland, aber insbesondere nicht in einem Bundesland wie Nordrhein-Westfalen, können soziologische Themenbereiche als »nebensächlich« abgetan werden, was mit einer Umbenennung in der LZV und der inhaltlichen Anpassung u. E. aber versucht wird. Nicht zuletzt lässt der Vorstoß außer Betracht, dass sich die Soziologie bzw. die Sozialwissenschaften seit Jahrzehnten wachsender Beliebtheit erfreuen, gerade weil das Interesse bei Studierenden, aber auch bei Schüler*innen groß ist, sich gesamtgesellschaftlich als Bürger*innen und Mitmenschen zurecht zu finden – mit dem schon immer auch vermittelten ökonomischen Wissen, aber nicht ohne weitere sozialwissenschaftliche Kompetenzen. Die Hinzunahme soziologischen Wissens ermöglicht Schüler*innen unter anderem eine umfassendere Reflektion ihrer eigenen, kinder- und jugendbezogenen lebensweltlichen Bezüge. Für die angehenden Lehrer*innen erweitert sich

durch soziologisches Wissen nicht zuletzt das Verständnis ihrer pädagogisch-professionellen Identität, was sich auch positiv auf den Schulkontext auswirken kann.

Diese Kompetenzen suchen wir mit der integrativen sozialwissenschaftlichen Lehrer*innenbildung zu schulen und zu stärken und appellieren somit nachdrücklich, dies weiter in gewohnter Weise tun zu können. Wir fordern daher eine Weiterführung der erfolgreichen Lehramtsausbildung im Fach »Sozialwissenschaften« unter gleichgewichtiger Berücksichtigung von Politikwissenschaft, Soziologie und Wirtschaftswissenschaften.

Mit den besten Grüßen,

die Verantwortlichen der soziologischen Institute bzw. Abteilungen sämtlicher universitären Standorte in NRW mit sozialwissenschaftlicher Lehramtsausbildung, namentlich die Universität Bielefeld, die Ruhr-Universität Bochum, die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, die Technische Universität Dortmund, die Universität Duisburg-Essen, die Universität zu Köln, die Westfälische Wilhelms-Universität Münster, die Universität Siegen und die Bergische Universität Wuppertal

der Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie mit der Vorsitzenden Prof. Dr. Birgit Blättel-Mink

der Ständige Ausschuss Soziologie in Schule und Lehre der Deutschen Gesellschaft für Soziologie

19. April 2021

Veränderungen in der Mitgliedschaft

Im Jahr 2020 sind 318 Personen der DGS beigetreten, darunter 58 Studierende. 132 Mitglieder sind ausgetreten und 8 Mitglieder sind im Laufe des Jahres verstorben. Ende des Jahres 2020 hatte die DGS 3.467 Mitglieder.

Neue Mitglieder

Nora Ali, M.A., Karlsruhe
Dr. Sebastian Bähr, Nürnberg
Dr. phil. Jill Philine Blau, Berlin
Sandra Eck, M.A., München
Dr. Sabrina Ellebrecht, Freiburg
Dr. phil. Azizollah Fooladvand, Bonn
Dr. Christian Gerhards, Bonn
Kristina Maria Greißl, M.A., Augsburg
Dr. Annegret Haase, Leipzig
Prof. Dr. Udo Hagedorn, Bielefeld
Prof. Dr. Dieter Haselbach, Berlin
Kerstin Heil, M.A., Hannover
Lena Herbers, M.A., Freiburg
Aaron Hock, Mainz
Joanna Katharina Kiefer, Erlangen
Dr. Karina Maldonado-Mariscal, Dortmund
Dr. Lisa Ruhrort, Berlin
Prof. Dr. phil. Felizitas Sagebiel, Berlin
Günden Savasci, M.A., München
Dr. rer. soc. David Seibt, Berlin
Hannah Strobel, M.A., Bonn
Fabian Zimmer, M.A., Hamburg

Neue studentische Mitglieder

Ludwig Ipach, Hamburg
Lena Kostuj, Lüneburg
Aurora Li, Hamburg
Corvin Rick, Bonn
Niklas Ullrich, Bonn

Austritte

Dr. Sabine Beckmann, Bremen
Sebastian Beil, M.A., Bochum
Boris Buchholz, Berlin
Dr. Andrea Hamp, Düsseldorf
Prof. Dr. Regine Herbrük, Lüneburg
Christina Herrmann, Unterrohr (Kammeltal)
Prof. Dr. Angela Kühner, München
Prof. Dr. Holger Lengfeld, Leipzig
Prof. Dr. Alexander Libman, München
Reinhard Messerschmidt, M.A., Berlin
Dr. Marie-Theres Modes, Kassel
Sebastian Riebandt, M. A., Bochum
Marion Röbbkes, Bonn
Ellen Ronnsiek, Duisburg
Dr. Rainer Schultz-Wild, München
Sebastian Stockmann, Münster
Prof. Dr. Thomas Voss, Leipzig
Simon Wassenhoven, Heidelberg
Dr. Michaela Wieandt, Chemnitz

Verstorben

Prof. Dr. Helmut de Rudder, Lüneburg
Prof. Dr. Günter Endruweit, Kiel
Prof. Dr. Urs Jaeggi, Berlin

Sektion Medizin- und Gesundheitssoziologie

»Gesundheitssystem der Zukunft – Zukunft der Gesundheit: alles neu nach Corona?«, Digitaler Dreiländerkongress der Gesundheits- und Medizinsoziologie am 4. und 5. März 2021

Im Rotationsprinzip wird der Kongress von der jeweiligen Sektion der Deutschen, Österreichischen und Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie veranstaltet. Seit 2016 ist auch die Deutsche Gesellschaft für Medizinische Soziologie e.V. vertreten. Die Veranstaltung wurde von Nadine Reibling, Stefan Dreßke und Peter Kriwy organisiert. Der diesjährige Dreiländerkongress griff das allgegenwärtige Thema der Pandemie auf. Insgesamt waren 98 Personen angemeldet. Zu allen Beiträgen wurde rege diskutiert und wir hatten den Eindruck, dass alle Beteiligten mit der digital durchgeführten Veranstaltung zufrieden waren.

Im einleitenden Plenarvortrag referierte *Claus Wendt* (Siegen) über das Zusammenspiel von »Gesundheitssysteme(n), Public Health und Soziale Pflege in der Corona-Krise«. Wendt stellt heraus, dass gerade der Public-Health-Bereich dazu beiträgt, Gesundheitssysteme auch in Krisen nicht zu überlasten. So haben Schweden und Dänemark trotz einer geringeren Anzahl an Krankenhaus- (und Intensiv-)betten, aber mit dem Fokus auf ambulante Versorgung und Public Health die Krise ähnlich gut wie Deutschland bewältigt. Mängel im deutschen System offenbarten sich in der Digitalisierung sowie in der Überlastung der Familien, die ihre vulnerablen älteren Angehörigen zu versorgen haben. Daher müssen Behandlung, Pflege und Public Health besser integriert und das Verhältnis von Markt und Staat auf Grund der Vorhaltenotwendigkeiten in der medizinischen Versorgung stärker zugunsten des Staates balanciert werden. Mit der höheren Bedeutung von Public Health und Digitalisierung ergeben sich allerdings Problematisierungen von Freiheitsrechten.

In Session 1: »Soziale Unterstützung und informelle Hilfe« zeigten *Michael Bergmann* und *Melanie Wagner* (München) auf der Basis von SHARE-Datensätzen, dass sowohl die Angst vor Infektion als auch das Motiv, die anderen zu schützen, dazu führen, dass Pflegenetzwerke zusammenbrechen. Andererseits verdichten sich Hilfebeziehungen in der Coronasituation. Zu ähnlichen Schlussfolgerungen kommen *Martina Brandt* et al. (Dortmund) auf der Basis einer Regionalstudie mit 425 Personen im Alter ab 40 Jahren. Vor dem

Hintergrund gestiegener psychischer Belastungen und Einsamkeit sind Lebenszufriedenheit, generelles Wohlbefinden und Unterstützungsleistungen gesunken. Vor allem ältere Personen – eine zentrale Gruppe für die Pflege von Hochaltrigen – zogen sich aus der Unterstützung für andere zurück. Die Bedeutung des Freizeitverhaltens von Großeltern und ihren Enkelkindern für die Gesundheit der Großeltern wurde im dritten Vortrag von *Merib Ates* (Mannheim), *Valeria Bordone* (Wien) und *Bruno Arpino* (Florenz) untersucht. In einem Längsschnittdesign werden nur geringe Gesundheitseffekte festgestellt, so dass von einer Überbewertung gemeinsam verbrachter Freizeit für das Wohlbefinden ausgegangen werden kann.

Im Vortrag von *Kerstin Guhle* (mit *Arno Georg* und *Christina Meyn*, alle Dortmund) in Session 2: »Arbeit, Arbeitslosigkeit und Gesundheit« zeigte sich, dass die Corona-Pandemie einen starken Einfluss auf das Schutzniveau am Arbeitsplatz hat. Während bei Personen im Home Office die Arbeit unsichtbar wird und die unregelmäßige, rechtlich teilweise nicht abgesicherte Arbeitsform mitunter zu sozialer Desintegration führt, zeigt sich bei den systemrelevanten Sparten, dass hier das Führungsverhalten bei der Einhaltung der Schutzmaßnahmen entscheidend ist. Der zweite Vortrag von *Jannis Hergesell* (Berlin) beschäftigte sich mit dem Return-to-Work-Prozess von Personen aus der Pflege und der Autobranche. In der Pandemie-Situation zeigt sich, dass formale Strukturen, die in den Betrieben bereits vorhanden sind, auch in der Krise funktionierten, während bisher vorhandene informelle Strukturen ihren Vorteil bei einer gelingenden Integration verlieren. *Stephan Krayter* (Siegen) stellte im dritten Vortrag der Session Ergebnisse einer Frequenzanalyse in der Süddeutschen Zeitung und der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vor. Er zeigte, dass in beiden Qualitätsmedien Medikalisierung und Psychologisierung von Arbeitslosigkeit und Kindern zugenommen hat. Im letzten Vortrag berichtete *Philipp Linden* (Siegen) auf Basis einer repräsentativen Vignettenstudie, dass körperliche und psychische Gesundheitszustände die Einstellung gegenüber Arbeitslosen in Bezug auf die soziale Kontrolle beeinflussen, nicht jedoch in Bezug auf Bedürftigkeit.

Session 3 widmete sich »Prädiktoren von Covid-19 Erkrankungen und Mortalität«. Der erste Beitrag »Arbeitslosigkeit und Niedriglohn als Risikofaktoren einer COVID-19 Krankenhausdiagnose bei 1,28 Mio. GKV-Versicherten« von *Nico Dragano* et al. (Düsseldorf) zeigten, dass Langzeitarbeitslose eine signifikant höhere Wahrscheinlichkeit haben, mit einer COVID-19 Diagnose im Krankenhaus behandelt zu werden. Im Anschluss referierte *Mannuel Holz* (mit *Jochen Mayerl*, beide Chemnitz) Ergebnisse eines Mehrebenenmodells von

Daten des European Center of Disease Prevention and Control (ECDC) in Kombination mit World Bank Indikatoren. Während GDP und Wirtschaftswachstum keinen Einfluss auf das individuelle Sterbegeschehen aufweisen, zeigt das Ausmaß von Tourismus starke Effekte. Der letzte Referent der Session war *Sebastian Mader* (Bern), der auf Basis einer Analyse mit 150 Ländern zeigte, dass nur Schulschließungen und das Testen und Behandeln von Personen mit Symptomen das Ausmaß der COVID-19-bedingten Kurzzeitsterblichkeit reduziert haben (mit *Tobias Rüttener*, Oxford).

In Session 4: »Gesundheitliche Versorgung« stellten *Julia Rehsman* und *Eva Soom Ammann* (Bern) Ergebnisse zur Palliativversorgung in der Covid-19-Pandemie auf Basis einer laufenden ethnografischen Studie in der Schweiz vor. Die Palliativversorgung war dabei von vielen COVID-19-bezogenen Beschränkungen im Krankenhaus befreit und verstand sich in diesen Zeiten noch mehr als sonst »als Insel« im Krankenhausbetrieb. Im Anschluss präsentierte *Michael Gemperle* et al. (Zürich) empirische Ergebnisse zu den Erfahrungen von Gesundheitsfachpersonen mit der Telemedizin in der Schweiz, die mit der COVID-19-Pandemie starke Beachtung erhielt. Der Vortrag zeigte auf Grundlage einer Befragung von Hebammen während des ersten Lockdowns im Frühling 2020, dass die Befragten in der Telemedizin durchaus Möglichkeiten zur Verbesserung der Versorgung sehen, ihr gegenüber jedoch grundsätzlich eine eher kritische Haltung einnehmen. Zudem wurde deutlich, dass die Skepsis bei Jüngeren merklich geringer ist.

In der abschließenden Session 5: »Gesundheitskompetenz und -verhalten in verschiedenen Lebenslagen« machte der Beitrag von *Julia Klinger* et al. (Köln) zur Gesundheitskompetenz von zugewanderten Personen aus der Türkei und Russland offenbar, dass sich auch innerhalb der Gruppe mit Migrationshintergrund die Gesundheitskompetenz nach Staatsbürgerschaft, Migrationsgenerationszugehörigkeit und Haushaltssprache wesentlich unterscheidet. Im zweiten Beitrag berichtete *Simone Grandy* (Wien) von den Erfahrungen in einem partizipativ orientierten Gesundheitsförderungsprojekt für schwer erreichbare Menschen ab 60 Jahren. Zentrales Ergebnis war, dass die Erwartung einer eigenverantwortlichen Weiterführung durch teilnehmende Senior*innen trotz großer Beliebtheit besonders bei Angehörigen negativ privilegierter Gruppen nicht umsetzbar war und stattdessen entlohnte Fachpersonen notwendig sind. Der dritte Beitrag von *Axel Franzen* und *Fabienne Wöhner* (Bern) stellte Ergebnisse einer Studierendenbefragung nach dem ersten Lock-

down vor, die zeigten, dass junge Erwachsene die Maßnahmen des Distanzhaltens und der Hygiene überwiegend befolgt hatten, obwohl sie ihr persönliches Gesundheitsrisiko in der Regel als gering einstufen.

Nadine Reibling, Stefan Dreßke, Peter Kriwy,
Simone Grandy und Michael Gemperle

Arbeitskreis quantitative Religionsforschung zu Migration und Religion

11. Jahrestagung des Arbeitskreises am 5. Februar 2021

Der Arbeitskreis quantitative Religionsforschung (AKqR) bietet isoliert voneinander arbeitenden Religionsforscher*innen seit 2009 ein interdisziplinäres Forum zur Förderung eines gemeinsamen Austauschs und einer florierenden Debattenkultur.

Gert Pickel und *Kazim Celik* (Leipzig) eröffneten das erste Panel der Jahrestagung mit einer Untersuchung zum Ansehen von Migrant*innen und ihrer religiösen Zugehörigkeit sowie zu gesellschaftlichen Auswirkungen unterschiedlich stark ausgeprägter Formen von Religiosität. Die Forschungsergebnisse zeigen eine beachtliche Verbreitung allgemeiner Fremdenfeindlichkeit, die häufig mit muslimischer Religiosität zusammenfällt. Religionszugehörigkeit dient demnach nachweislich als Referenzmerkmal kultureller Ablehnung und stärkerer Diskriminierung. Gruppenbezogene Vorurteile gegenüber Muslim*innen, wie Antisemitismus oder die Ablehnung von Homosexualität und nicht-binären Geschlechtsidentitäten ließ sich nur bei einer Minderheit der muslimischen Befragten nachweisen. *Pascal Siegers* (Köln) zeichnete in seinem Vortrag die Veränderung zwischen Religiosität und fremdenfeindlichen Einstellungen in Deutschland von 1980 bis 2016 nach. Er legte die intrinsische Religiositätshypothese seinen Untersuchungen zugrunde und fragte, ob sich Säkularisierungsprozesse auf die individuelle Religiosität auswirken. Die Analyse zeigt einen Einstellungswandel religiöser Individuen in Westdeutschland von fremdenfeindlich hin zu tolerant. Die Hypothese, in Ostdeutschland seien Religiöse von Anfang der Datenreihe toleranter gegenüber Migrant*innen, konnte nicht eindeutig bestätigt werden. *Armin Muftić* (Innsbruck) beschäftigte sich mit der Frage, ob Islamophobie eine Art von Ausländerfeindlichkeit oder ein eigenständiges Phänomen sei. Die Ergebnisse seiner Analyse illustrieren,

dass insbesondere Chancen zur Erwerbstätigkeit bestimmter ethnischer Gruppen aufgrund der ihnen zugesprochenen Charakteristika negativ beeinflusst werden. Ferner scheinen Muslim*innen aus Sicht der Mehrheit der Befragten nicht als »echte« Deutsche wahrgenommen zu werden. *Jan-Philipp Steinmann* (Bremen) widmete sich der Immunisierungshypothese, wonach stärkere Religiosität zu einer geringeren Neigung bezüglich der Wahl rechtspopulistischer Parteien führt. Mittels binnendifferenzierter Analysen ließ sich nachweisen, dass Religiosität sowohl eine immunisierende, als auch eine katalysierende Wirkung aufweist. Hierfür sei die Art des Religionsanspruchs entscheidend, ob es sich um ein inklusives oder exklusives Verständnis handle, sowie religiöse und gesellschaftliche Sozialisation. Die anschließende Paneldiskussion zeigte, dass die Effekte zwischen den Länderkontexten variieren, die Immunisierungshypothese daher unterschiedlich greift. *Cemal Öztürk* und *Susanne Pickel* (Duisburg-Essen) setzten sich kritisch mit der (Un-)Plausibilität der Clash-of-Civilizations-Hypothese Samuel Huntingtons auseinander und prüften, ob der Islam demokratieinkompatibel und Muslime daher demokratiefremd seien. Mittels kulturvergleichender Mehrebenenanalysen konnte festgestellt werden, dass sich Individuen vielmehr ihrer gesellschaftlichen Umwelt anpassen und alternative Faktoren, wie etwa eine vorangeschrittene Humanentwicklung, individuelle Bildungserfolge und allgemeine säkulare Orientierungen eine positive Sicht auf demokratische Werteorientierungen generell stärker beeinflussen.

Das zweite Panel »Religion und Integration« eröffnete *Antje Röder* (Marburg) mit einem Beitrag zur Rolle von Akkulturation und Religiosität zu Einstellungen gegenüber Homosexualität unter europäischen Muslim*innen, welcher in Zusammenarbeit mit *Niels Spierings* (Nijmegen) entstand. Ein kreuzklassifiziertes Mehrebenenmodell demonstrierte, dass sowohl Religiosität als auch Diskriminierung negative Einstellungen generieren. Insbesondere die formativen Jahre, also die Sozialisierung im Jugendalter, seien maßgeblich für die Wertebildung. Ein Team der WWU Münster (*Sarah Demmrich, Olaf Müller* und *Detlef Pollack*) beschäftigte sich auf Grundlage einer Studie zur Religion und Integration unter türkeistämmigen Muslim*innen in Deutschland mit der Frage, inwieweit individuelle Religiosität als Brücke oder Barriere zur Mehrheitsgesellschaft agiert. Bivariate und multivariate Regressionen ergaben sowohl eine schwache negative Korrelation zwischen Religiosität und Integrationsbereitschaft sowie Deutschkenntnissen, als auch eine positive Korrelation mit dem Gefühl nicht akzeptiert zu sein, welches bereits die Ergebnisse des ersten Panelbeitrags zeigten. In einem Beitrag zu religiöser und ethni-

scher Heterogenität in Freundschaften präsentierten *Margit Stein* und *Veronika Zimmer* (Vechta) unterschiedliche Freundschaftskonzepte unter Jugendlichen mit und ohne Zuwanderungsgeschichte. Die Befragung zeigte, dass Christ*innen in Freundschaften einen hohen Wert auf sprachliche Homogenität legen. Muslim*innen erachten zudem familiäre und religiöse Aspekte sowie die Herkunft als wichtig. Ferner demonstrierten die Ergebnisse, dass interreligiöse Freundschaften Vorurteile gegenüber Migrant*innen und Homosexuellen reduzieren.

Das dritte Tagungspanel diente der Betrachtung methodischer Aspekte. Dazu stellten *Katrin Pfindel* und *Anja Sticks* (Nürnberg) noch nicht veröffentlichte Ergebnisse der Studie »Muslimisches Leben in Deutschland 2020« vor. Das Ziel der Studie ist es, aktuelle Daten über die Zahl der in Deutschland lebenden Muslim*innen, sowie eine Analyse ihrer Sozialstruktur bereitzustellen. Zudem werden belastbare Informationen über die religiöse Alltagspraxis sowie über verschiedene Aspekte der Integration gewonnen. Mittels eines onomastischen Verfahrens wurden Individuen aus verschiedenen muslimisch geprägten Herkunftsregionen befragt.

Abschließend gingen *Carolin Hillenbrand* (Münster) und *Alexander Yendell* (Leipzig) im Rahmen des themenoffenen Panels auf die Rolle von Religion in Bezug auf Verschwörungsmentalitäten im Kontext der Corona-Pandemie ein. Es wurden mögliche Zusammenhänge zwischen spezifischen Glaubensvorstellungen der Individuen und ihren sozialen und politischen Einstellungen sowie Verhaltensweisen untersucht. Es zeigte sich, dass Indikatoren wie niedrige Bildung, Narzissmus, rechte politische Einstellung, ein strafendes Gottesbild, religiöser Dogmatismus sowie die Höherstellung von Religion vor Wissenschaft in einem positiven Zusammenhang mit dem Glauben an Corona als göttliche Strafe stehen.

Durch die Erkenntnisse aus den Vorträgen und Diskussionen konnten bereits bekannte Problematiken akzentuiert und neue Impulse gewonnen werden. Insbesondere die Frage, ob Religion integrativ oder desintegrativ sei, scheint der Ausgangspunkt zahlreicher Untersuchungen von Religion und Migration zu sein. Ferner waren die Wechselwirkungen zwischen Migrierenden und der Aufnahmegesellschaft ein weiteres Querschnittsthema der Tagung. Nicht nur die Religiosität, sondern vielmehr sozio-ökonomische Merkmale scheinen den Integrationsprozess zu beeinflussen. In diesem Zusammenhang wurde die Mehrdimensionalität innerhalb und vor allem auch zwischen den jeweiligen Untersuchungen deutlich.

Mahmud Helmy, Jule Klopke, Jens Schönstedt und Antonia Thies

Un homme pluriel – Wolf Lepenies zum 80. Geburtstag

Wolf Lepenies feierte am 11. Januar 2021 seinen 80. Geburtstag. Zahlreiche Kommentare ehrten den europäischen Intellektuellen, Wissenschaftspolitiker, Autor, Publizisten und ja – Soziologen? Schon früh begann der Jubilar mit seinem Ursprungsmetier zu hadern. Vielleicht war es gerade das Hadern mit der Soziologie, das Wolf Lepenies zu Höchstleistungen am Rande der Disziplin und doch immer auch aus ihr heraus beflügelte. Denn in seiner Person verbinden sich der *homme savant* mit dem pragmatischen Institutionenbauer und dem neugierigen Lernabenteurer. Pierre Bourdieu (1984) zeigte in seiner Studie über den »Homo academicus«, dass sich diese drei Elemente kaum in einer einzigen Karriere unterbringen lassen. Aber Lepenies' Biographie widerspricht vermutlich auch deshalb dem Bourdieuschen Feldprinzip, weil er, ähnlich dem von ihm bewunderten Wissenschaftstheoretiker Georges Canguilhem »der Durchführung gegenüber der Programmatik den Vorzug« gibt (Lepenies 1979: III). Und so befruchten sich Lepenies' drei Aktivitätsbereiche – wie noch zu sehen sein wird, ist die Zahl »drei« kein Zufall – gegenseitig: Zu heftige geistige Höhenflüge werden durch pragmatisch-effizientes Management geerdet; damit dies wiederum nicht zu langweilig wird, erlauben experimentelle Grenzgänge regelmäßige Irritationen aufkommender Routinen. Daraus setzt sich das Bild eines »homme pluriel« zusammen, der seine Unabhängigkeit Bernard Lahire (2001) zufolge der Fähigkeit verdankt, möglichst unterschiedliche Standpunkte zu verinnerlichen.

»Es müssen immer drei sein«

Wolf Lepenies hat mich 2006 im Fach Soziologie promoviert. Seither überfiel mich gelegentlich ein leichter Schwindel, wenn er selbst oder Außenstehende seine Distanz zur Disziplin bekundeten. Kennen lernte ich den Professor für Soziologie 2004 in seinem literatursoziologischen Seminar an der Freien Universität Berlin. Nach einem längeren Paris-Aufenthalt schloss ich gerade meinen Magister hier ab. Der ehemalige Direktor und Permanent Fellow des Wissenschaftskollegs zu Berlin hielt seine Veranstaltung nicht auf dem Dahlemer Campus, sondern in eben jenem Kolleg, in einer Villa in Berlin-Halensee ab. Es war für mich ein Segen, kein Vorwissen über den immensen Intellekt meines Dozenten mitgebracht zu haben. Denn vor lau-

ter Ehrfurcht hätte ich wohl kaum auch die Seite des Lernabenteurers wahrgenommen, als der sich Lepenies uns Studierenden zeigte und damit trotz des eleganten Interieurs für Durchlässigkeit und Teamgeist sorgte.

Er selbst arbeite nämlich, so teilte er uns mit, an einem Buch über Charles Meryon, ein Pariser Künstler des mittleren neunzehnten Jahrhunderts. Auf unsere verständnislosen Mienen reagierend erläuterte er voller Begeisterung für seinen Fund: Meryon sei ein interessanter Kreuzpunkt zwischen Auguste Comte, der unserem Fach einst den Namen gab, und Charles Baudelaire, Dichter der »Fleurs du Mal« und Stichwortgeber Walter Benjamins. Aber – hélas – nach langer und intensiver Archivrecherche – hier war der umsichtige Historiker unübersehbar, der Lepenies eben auch ist – habe er entdeckt, dass es eine Doktorarbeit gäbe, die genau diese Thematik behandelt habe. Diese Arbeit sei zwar unbekannt geblieben, doch sein Projekt damit gestorben. Heraus kam dann, sechs Jahre später, das Werk »August Comte – Die Macht der Zeichen« (2010), in dem Meryon, Comte und Baudelaire verschiedene Perspektiven auf den architektonischen und politischen Wandel der Stadt Paris in der Zweiten Republik warfen. Lepenies ging den verschlungenen Pfaden dieser drei Protagonisten nach, die diesem Prozess des Sterbens und Werdens fasziniert beiwohnten, indem sie Paris ihre ganz eigenen Zeichen aufprägten: Comte durch sein positivistisches Credo von »Ordnung und Fortschritt«; Meryon, indem er die Pariser Quartiere im Umbruch abbildete; und Baudelaire, indem er die Konflikte zwischen alter und neuer Gesellschaftsordnung in eine Poesie der Oppositionen tauchte.

Diese ersten studentischen Eindrücke deuteten bereits den *basso continuo* des Lepeniesschen Œuvres an: die Verwandlung vulnerabler Biographien und Wissenskulturen in vielfältige Ausgangspunkte geteilter Produktivität. Auf dieser Grundlage definierte Lepenies neuartige interdisziplinäre und transnationale Lerngemeinschaften und damit zugleich auch seine eigene Rolle. »Es müssen immer drei sein«, erzählte er in einem Gespräch, das habe er von Clemens Heller gelernt, dem Mitbegründer des international einflussreichen Pariser *Maison des Sciences de l'Homme*. In der Psychologie ist der Dritte außen vor; er ist aber genau deshalb wie kein anderer befähigt zur Diplomatie. In der Triangulation wiederum ermöglicht die dritte Position nicht nur den Außenblick, sondern auch eine flexible – wohlgermerkt nicht beliebige – Verschiebung von Positionen, Methoden und Perspektiven, die den *homme pluriel* auszeichnet. Vermittlungswille und Flexibilität charakterisierten auch die Figurationssoziologie des vom jungen Lepenies verehrten Norbert Elias – ebenfalls ein etablierter Außenseiter in der Geschichte der Disziplin.

Und damit die Gemeinsamkeiten in den Unterschieden nicht unverbunden nebeneinanderstehen, verwandelt Lepenies »Oppositionen in Komplementaritäten« (Pleşu 2006). Dies gilt wohl ganz besonders für sein transnationales akademisches Wirken.

Aus der Perspektive der zuweilen ungeliebten und doch nie ganz abgeschüttelten Soziologie ist Wolf Lepenies aber auch deshalb eine Ausnahmeerscheinung, weil seine Kooperationsanliegen nie harmonistisch sind. Ob zwischen Literatur und Wissenschaft, oder zwischen Politik und Gesellschaft: Lepenies' »ausgleichende Synthese zwischen den Gegensätzen« (ebd.) hat mit naiver Friedfertigkeit ebenso wenig zu tun, wie Baudelaires »Fleurs du Mal« eine Ansammlung harmloser Gedichte gewesen ist. Eher folgt Lepenies' Synthetisierungsarbeit dem strukturalistischen Credo der paradoxen Symmetrie: »Nicht die Ähnlichkeiten ähneln sich«, so eines von Lepenies' Lieblingszitaten, »sondern die Unterschiede« (Lévi-Strauss 1968: 101).

Frankreich-Passion statt Kulturpessimismus

Wie kann man sich den jungen Lepenies vorstellen? Ein Bücherwurm muss er gewesen sein; anders lässt sich die außergewöhnliche Belesenheit und der bestechend elegante Stil seiner Dissertation »Melancholie und Gesellschaft« (1998), die der Sechszwanzigjährige 1967 ablieferte, nicht erklären. Während Robert Merton und andere internationale Granden ihn dafür bewunderten und mit Preisen und Einladungen überhäuften, blieb man in seinem Heimatland zunächst distanziert. Die Gründe dafür lassen sich erahnen. Denn anders als viele Protagonisten seiner Generation war der Soziologe Lepenies in den bewegten 1960er Jahren eher Zeitgenosse als Genosse, eher Fliegenträger als Haschrebell, eher Kulturwissenschaftler als Theoretiker. Nichts davon entsprach dem 1968er-Zeitgeist und es gehörte vermutlich Chuzpe, vielleicht auch eine gewisse jugendliche Hochnäsigkeit dazu, den offenen oder impliziten Anwürfen, ein »Konterrevolutionär« zu sein, mit dem stoischen Gleichmut eines Menschen zu begegnen, der binäre Klassifikationspraktiken anthropologisch faszinierend, doch persönlich unerträglich gefunden haben mochte.

Doch welche politische Entschiedenheit aus dem Sichtfeld rückt, würden wir den Jubilar auf diesem – durchaus selbstgewählten – distanzierten Beobachterposten belassen, lässt sich erahnen, wenn man Lepenies über die französische Geisteshaltung im Kontext weltgesellschaftlicher Dynamiken

sprechen hört (1998). Hier wirft er seinen Rang als ihr erster europäischer Kenner rückhaltlos in die Waagschale und verwandelt Argumente in kunstvolle Vignetten und messerscharfe Pfeile. Vielleicht ist die Frankreich-Liebe das Antidot zu einer latenten »Anti-Soziologie«; ein Antidot, das, ganz anders als seinen konservativen Lehrer Helmut Schelsky, Lepenies davor schützte, an einem deutschen Kulturpessimismus zu verzweifeln, den er, der »Spätgeborene«, als unterschätzte geistige Quelle des Nationalsozialismus ausmachte. Dass ausgerechnet Frankreich für den einst vierjährigen Flüchtling aus dem heutigen Polen zur intellektuellen Heimat wurde, ist jedenfalls eine mindestens ebenso »unerhörte europäische Begebenheit«, wie der von ihm hellsichtig analysierte Fall der Berliner Mauer 1989 und dessen weltgesellschaftliche und mentale Folgen (1992).

Heute gehört es zum *common sense*, dass frühe Flucht- und Alteritätserfahrungen dazu befähigen können, sich in die Schuhe »der Anderen« zu stellen und das Verbindende in den Differenzen als einen überlebensnotwendigen »sens pratique« (Bourdieu 1980) auszubilden. Dieser praktische Sinn mochte Lepenies auch dabei geholfen haben, in der Begegnung mit dem österreichischen NS-Flüchtling Clemens Heller in Paris, der seine Begeisterung für die Wissenschaftsdiplomatie weckte, eine Art Alter Ego zu finden. Und weil Lepenies, beflügelt durch Hellers Konzept des »Dritten«, von einem jungen Mann der Worte zu einem reifen Gelehrten der Taten wurde, ist seine Soziologie, wie er in einem Gespräch mit Sina Farzin bemerkt, eben auch in seinen wissenschaftspolitischen Aktivitäten zu erkennen (Lepenies, Farzin 2017: 386). Publizieren, administrieren und engagieren – an der Schnittstelle zwischen diesen (drei!) miteinander verschränkten Welten fand Lepenies nicht nur seine Rolle, sondern auch seinen Ort.

Lepenies' sprachliche Virtuosität gibt ihm ein ebenso semantisches wie auch politisches Gespür dafür, dass Reden und Handeln nicht voneinander zu trennen sind. Durchführung kommt vor Programmatik und das gilt ganz besonders für seine institutionellen Interventionen im akademischen Feld. Frankreich dient ihm dabei immer wieder zugleich als Vorbild wie auch als warnendes Beispiel angesichts der immer noch halbherzigen öffentlichen Thematisierung der französischen Kolonialgeschichte, sowie der pro-aktiven Judenverfolgung während der deutschen Besatzung. Beides zog seine Spuren bis in die Gegenwart und sensibilisierte den Rektor des Wissenschaftskollegs zu Berlin in der veränderten weltpolitischen Konstellation bereits in den 1990er Jahren für die Themen Islam und Globalisierung. Statt weiterhin bequem auf den »deutsch-französischen Motor« zu setzen, solle

Europa die Krise der Moderne gemeinsam mit den muslimischen Gesellschaften reflektieren (Stiftung Mercator 2010). Und am »Wiko« sorgte er viele Jahre vor den Anschlägen des 11. September 2001 mit der Gründung des Forschungsnetzwerkes »Islam und Moderne« dafür, dass tradierte geopolitische Denk-Grenzen im interdisziplinären Austausch regelmäßig überschritten werden.

Idée directrice: Heterogene Erfahrungsräume schaffen

Die Soziologie als »dritte Kultur« (2002) ließe sich anhand Lepenies' Werdegang aus den Nachkriegsjahren der frühen Bundesrepublik Deutschland, durch die bewegten 1960er und 1970er Jahre über den Mauerfall im Jahr 1989 bis in eine globalisierte Gegenwart erzählen, in der seine unermüdliche Vermittlungsarbeit zwischen Disziplinen und Professionen dem Fach oft einige Schritte voraus war. Das mag Lepenies selbst nicht wichtig und für die Disziplin eher eine Randnotiz sein. Doch wer ihn gelesen hat, weiß auch, dass Lepenies ebenso wie seine Kollegen und Zeitgenossen Jürgen Habermas, Niklas Luhmann, Hans Joas oder Thomas Luckmann das Zeug zur Schulenburg hatte. Allein, er legte es nie darauf an. Mit mangelndem Ehrgeiz hatte das wenig zu tun.

Nach 1989 nutzte Wolf Lepenies seine soziologischen Kompetenzen für die akademische Realpolitik: Gemeinsam mit osteuropäischen Sozial- und Geisteswissenschaftlern gründete er bedeutende wissenschaftliche Institutionen wie das *Collegium Budapest*, das *New Europe College Institute for Advanced Studies* in Bukarest (mit einem zentralen Schwerpunkt in den Sozialwissenschaften und der Kultur- und Sozialanthropologie), das *Centre for Liberal Strategies* in Sofia, sowie in St. Petersburg die *Bibliotheca Classica*. Dabei ging es Lepenies nicht, wie in den 1990er Jahren üblich, um eine westliche Landnahme in arroganter Attitüde, sondern darum, den Reichtum und die Komplexität osteuropäischer Erfahrungen durch die Expertise ihrer eigenen Köpfe vor Ort zu bewahren und zu befördern. In den 1990er Jahren gab er seiner praktischen Kritik am Eurozentrismus, der nicht nur den Islam, sondern auch den Osten treffe, einen Namen: »Lernkulturen statt Belehrungskulturen« (1998). Wie außergewöhnlich und gleichsam politisch brisant diese Lernkulturen sind, lässt sich am Furor der ungarischen Orbán-Regierung gegen die *Central European University* ablesen, als deren Teil das *Collegium Budapest* 2011 geschlossen wurde.

Sein Status als international anerkannter Intellektueller und seine weitsichtigen wissenschaftspolitischen Aktivitäten verschafften dem Jubilar schließlich die institutionelle Freiheit, das zu tun, was er am liebsten tut: Bücher zu schreiben, die sich den üblichen disziplinären Gepflogenheiten entziehen. Es passt nicht zu seinem Temperament, diese Haltung zu kapitalisieren – die »institutionnalisation de l'anomie«, die Bourdieu für das Feld der Kunst ausmachte (Bourdieu 1992: 191), ist seine Sache nicht. Auch weiß Lepenies, dass keine Disziplin und schon gar nicht die Soziologie auf einer »stetigen Erweiterung disziplinspezifischer Erkenntnisse«, womöglich basierend auf einzelnen Köpfen beruht, sondern vielmehr von »Brüchen« und zufälligen Konstellationen geprägt ist (Lepenies 1981: VII).

Vor dem Hintergrund des Comteschen Paradoxons von »Ordnung und Fortschritt« vermittelt sein Schaffen damit eine zutiefst sensitive wie tatkräftige Soziologie. An Brüchen festzuhalten und aus den ihnen innewohnenden Disparitäten etwas Neues herauszudestillieren – diese *idée directrice* treibt den Permanent Fellow Emeritus am Wissenschaftskolleg zu Berlin auch in seinen aktuellen Projekten an. Wolf Lepenies ist ein *homme pluriel*, der nicht aufhören wird, nach den weniger naheliegenden Möglichkeitsräumen Ausschau zu halten, um sich von ihnen überraschen und weitertreiben zu lassen. Davon mag einem manchmal schwindlig werden, doch bei näherem Hinsehen wird hier eine zutiefst beruhigende soziologische Weisheit offenbar. Denn genau diese Haltung, so hatte es einst der französische Disziplinengründer Émile Durkheim definiert, bildet eine Grundvoraussetzung wissenschaftlicher Erkenntnis – und ganz besonders der soziologischen.

Tanja Bogusz

Literatur

- Bourdieu, Pierre 1980: *Le sens pratique*. Paris: Minuit.
 Bourdieu, Pierre 1984: *Homo academicus*. Paris: Minuit.
 Bourdieu, Pierre 1992: *Les règles de l'art*. Paris: Minuit.
 Lahire, Bernard 2001: *L'homme pluriel. Les ressorts de l'action*. Paris: Armand Colin, Nathan (Hachette littératures).
 Lepenies, Wolf 1979: Vorbemerkung des Herausgebers. In Georges Canguilhem, *Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie. Gesammelte Aufsätze*, herausgegeben von Wolf Lepenies. Frankfurt am Main: Suhrkamp, I–III.

- Lepenies, Wolf 1981: »Einleitung. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität der Soziologie«. In Wolf Lepenies (Hg.), *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*. 4 Bände. Frankfurt am Main: Suhrkamp. I–XXXV.
- Lepenies, Wolf 1992: *Folgen einer unerhörten Begebenheit. Die Deutschen nach der Vereinigung*. Berlin: Corso bei Siedler.
- Lepenies, Wolf 1998 [1968]: *Melancholie und Gesellschaft. Mit einer neuen Einleitung: Das Ende der Utopie und die Wiederkehr der Melancholie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lepenies, Wolf 1998: »Promessi Sposi – Vergangenheit und Zukunft der deutsch-französischen Beziehungen«. Vortrag in der Carl-Friedrich von Siemens-Stiftung. www.youtube.com/watch?v=ToonYsQZG5c. Letzter Aufruf am 21. April 2021.
- Lepenies, Wolf 2002 [1985]: *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Lepenies, Wolf 2010: *Auguste Comte – Die Macht der Zeichen*. München: Hanser.
- Lepenies, Wolf 2017: »So ein richtiger Soziologe bin ich ja nicht ...« Ein Gespräch mit Sina Farzin. *Soziologie*, Jg. 46, Heft 4, 377–388.
- Lévi-Strauss, Claude 1968 [1962]: *Das Ende des Totemismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Pleşu, Andrei 2006: Laudatio zur Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels an Wolf Lepenies. www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de/alle-preistraeger-seit-1950/2000-2009/wolf-lepenies. Letzter Aufruf am 21. April 2021.
- Stiftung Mercator 2010: *Drei Fragen an ... Wolf Lepenies*. Gedächtnisveranstaltung zu Ehren Lord Dahrendorfs mit Wolf Lepenies. www.youtube.com/watch?v=MP_WN5SBbGs. Letzter Aufruf am 21. April 2021.

Der zugewandte Blick – Johannes Weiß zum 80. Geburtstag

Johannes Weiß schätzt, um das mindeste zu sagen, auch die Musik Johann Sebastian Bachs und daher fügt es sich glücklich, dass er sie an einem der Orte ihrer Entstehung, in Leipzig, immer wieder bis heute hören kann. Als ich ihn dort 1991 traf, erzählte er mir berührt von den Motetten in der Thomaskirche und Aufführungen klassischer Musik an kleineren Orten mit wenigen Teilnehmenden, vor allem aber von jener so eigensinnigen und innigen Aufnahme dieser Musik durch die Hörenden. Diese innig innere Aufnahme schien ihm auch mit dem Kulturversprechen des Sozialismus zu tun zu haben, einem seiner Antriebsmotive, auch noch in der Form des »real existierenden«.

Für mich zeigt sich hier wie durch ein Brennglas sein zugewandter Blick auf die Menschen und ein nicht enden wollendes Interesse an Begegnungen mit ihnen. Und diese Offenheit für die Alltags- und Erfahrungswelt der Gesellschaftsmitglieder verbindet sich mit vorsichtigen (kultur-)soziologischen Deutungen ihres Eigensinns. Im Gegensatz vielleicht zu sich politisch weitaus linker verortenden Kolleg:innen war er auch in den Zeiten des sogenannten Ost-West-Konflikts vor dem Epochenbruch von 1989 immer wieder in die Länder des Ostblocks gefahren, wo er aufgrund vor allem seiner Arbeit »Das Werk Max Webers in der marxistischen Rezeption und Kritik«, veröffentlicht 1981, ein gern gesehener und eingeladenener, weil interessierter, offener und nicht-arroganter Diskutant war. Aber nicht nur das, es zeigt darüber hinaus sein Interesse an den wirklichen Lebens- und Arbeitsumständen und den Schicksalen der Kolleginnen und Kollegen, auch wenn es beschwerlich wurde und auch wenn es keinen Beitrag zur eigenen Karriere oder Reputation versprach – oder sogar leichtes Befremden hervorrief. So hatte es dann etwas durchaus Folgerichtiges, dass Johannes Weiß 1991 an der Universität Leipzig das Amt des Gründungsdirektors für das Institut für Kulturwissenschaften übernahm. Hier begegnete ich ihm oft auf den etwas engen und düsteren Wandelgängen der 29 Stockwerke des Leipziger Universitätshochhauses am Augustusplatz, in dem auch das Institut seinen Ort hatte. Noch heute sind die, die es erlebt haben, des Respekts und der Achtung voll, wie er seine Aufgabe wahrgenommen hat. Es war an ihm, Kommissionen zu bilden und Konzeptionen ins Werk zu setzen, um jenen teils traumatisch wirkenden Vorgang zu organisieren

und zu moderieren, der als Abwicklung und Neugründung der Studiengänge an den Universitäten und Hochschulen der ehemaligen DDR die frühen 1990er Jahre bestimmte.

Johannes Weiß hat dieses so schwierige Unternehmen in ganz unnachahmlicher Weise menschlich und sachlich Anteilnehmend vorangetrieben und, wie auch bei seinen anderweitigen Aufgaben, ohne eigene Ambitionen damit zu verbinden. Er geht einer Aufgabe nach, wenn er der Sache, den Menschen oder der Institution helfen kann. Von der Weitsicht seiner Konzeption des Studiengangs Kulturwissenschaften, der ganz selbstverständlich auch auf die zugrundeliegende Konzeption der Gründung des gleichnamigen Modells von 1961 Bezug nahm und teils auch dessen Intention wägend weitergeführt hat, profitiert das Institut in Leipzig bis heute. Reflektiert hat er diese Prozesse in dem wunderbaren Text »Akteure und Agenten. Über Selbstbestimmung, Fremdbestimmung und Stellvertretung im Vereinigungsprozeß« (1998), wie er dem Thema der Stellvertretung eine ganze Reihe erhellender Aufsätze gewidmet hat. 1993 wurde er für dieses Engagement mit der Caspar-Borner-Medaille für Verdienste um die Erneuerung der Universität Leipzig geehrt. Er hat nach 1993 oft Lehrveranstaltungen und Vorlesungen hier gegeben und andererseits Studierende und Lehrende vor allem bei Besuchen der Documenta in Kassel begleitet. Der Universität und dem Institut ist er bis heute verbunden geblieben.

Johannes Weiß schätzt das Bild vom intellektuellen Purgatorium, jenes Feuers, durch das wir alle müssen auf dem Weg in den Himmel der Erlösten und das Marx bemüht hat, um die Herausforderung des Feuerbachs, durch den wir alle müssen, als Purgatorium der Gegenwart zu beschreiben. Das intellektuelle Purgatorium kann viel bedeuten, und Person und Werk von Johannes Weiß haben es wohl mit den allermeisten seiner Aspekte zu tun.

Da möchte ich, und es fällt mir kein besseres Sprachbild ein, den sehr besonderen *Sound* seiner Texte zuerst nennen, der längeren und der kürzeren. Dieser Sound ist unnachahmlich, er ist abwägend und klärend, er ist anschiessam und zieht den Leser ins Denken hinein; ins Nachdenken und Nachvollziehen von Gedanken. Meisterhaft kommt dieser Sound gerade auch in der großen Anzahl von Rezensionen zur Geltung, die Johannes Weiß verfasst. Behauptungen, Begriffe und Argumente des zu Rezensierenden werden abgewogen und eingeordnet mit dem Ziel, sie zu klären und ihnen auf den Grund zu kommen. Worum geht es in dem Text und wie weit kommt der Autor mit seinen Überlegungen? Welchen Beitrag leistet er

wozu? Es mag mit diesem eigenen Denkstil zusammenhängen, dass Johannes Weiß von 1983 bis 1992 auch Mitherausgeber der Soziologischen Revue gewesen ist, sowie lange auch der SOZIOLOGIE und der Sociologia Internationalis. Die ordnende und Überblick verschaffende, ins diskursive ziehende Weise eines Rezensionsorgans ist eine unverzichtbare Anstrengung für eine Wissenschaft, die mehr sein will als ein Strauß bunter Blüten, die aber auch nicht nur praktischen Erfordernissen der sozialtechnologischen Verwendung dienen soll. Ein Rezensionsorgan wirkt eben auch purgatorisch, läuternd, es wird gewogen und geschieden.

Seine eigenen soziologischen Arbeiten verleugnen nicht die konstitutive Beziehung zur Philosophie. Im Gegenteil machen sie diese fruchtbar, indem sie in ihrer gründlichen und vermittelnden Weise immer wieder fundamentale Fragen der Bedeutung sozialer und kultureller Themen und Probleme für die Grundbefindlichkeiten der modernen Gesellschaften und Subjekte aufnehmen. Gesprächspartner für diese diskursiven Abenteuer sind denn auch die großen und kleinen Philosophen und Philosophien für ihn geblieben. Dieses Interesse wagt sich auch in Gefilde vor, die weit von einem eingespielten Mainstream soziologischer Befassung entfernt sind, wie die Auseinandersetzung mit dem in dieser Hinsicht für Johannes Weiß nicht ausgeschöpften Potential der Heideggerschen Überlegungen, die zu »Sein und Zeit« geführt hatten. Diesem Übergang aus dem 19. Jahrhundert der Philosophie von Dilthey und Husserl zu Heidegger hat er eine Tagung und anschließende Veröffentlichung gewidmet.

Ich denke, dass gerade dieses Nachdenken über grundlegende Sachverhalte, das durch die Oberfläche empirischer Phänomene auf die möglichen Bedeutungsgehalte vermittelt zugreift, es ihm möglich machte, in den Entwürfen von Marx und der sozialistischen Gesellschaften mehr zu sehen als ideologische Programme und historische Irrtümer. Für ihn fordern sie Fragen der grundlegenden Bestimmung der Moderne heraus, ihrer Traditionen, Versprechungen und Verheißungen, ihrer Grenzen und ihrer Zukunft. Hier helfen vorschnelle Antworten und Bekenntnisse nicht viel, sie bedürfen der Klärung und des Nachdenkens, in dem Sinne jenes intellektuellen Purgatoriums, das die Kritik eines direkt daherkommenden Urteils als defizitär ausweist. Genau darin, so scheint mir, ist ihm denn auch die Beschäftigung mit Max Weber immer und wieder ein notwendiges purgatorisches Exerzitium geworden und geblieben. Ich selbst habe mich in den späten 1970er Jahren mithilfe seines Buches »Max Webers Grundlegung der Sozio-

logie« (1975) erstmals an diesen Autor gewagt und empfehle dessen Neuauflage auch heute noch den Studierenden als Einführung. An Weber interessiert Johannes Weiß alles, jedenfalls das, was dieser geschrieben und gedacht hat, weniger die heute so ausgebreiteten biografischen Seiten. Webers umfassende Versuche, die gleichwohl nicht auf Abschluss und System zulaufen wollten, sondern die soziologische Begleitung der sich fortwährend verändernden sozialen und auch bei Weber schon global gedachten Wirklichkeit in all ihren Dimensionen anstrebten, ist das, was für Johannes Weiß die unüberholbare Modernität des Weberschen soziologischen Zugriffs ausmacht. Ihm hat er zahlreiche Aufsätze und Bücher und Herausgeberschaften gewidmet.

Die Beschäftigung mit Weber ist Freude und Last zugleich, vermute ich, wenn man die entsagungsvolle Arbeit bedenkt, die er jüngst in die Herausgabe und Kommentierung eines der letzten Bände der Max Weber Gesamtausgabe »Verstehende Soziologie und Werturteilsfreiheit« (2018) investiert hat. In der großartigen und skrupulösen 90-seitigen Einleitung dieses Bandes kommt die Beschäftigung mit Weber für ihn vielleicht nicht an ihr Ende, doch hat er hier ein eindrucksvolles Ergebnis seiner jahrzehntelangen Beschäftigung minutiös herausgearbeitet. Insbesondere auf den Seiten 60 bis 91 spinnt er ein festes und flexibles Netz um den Kategorien-Aufsatz herum, der diesen als Kern und sowohl Ergebnis wie Ausgangspunkt einer genuin Weberschen Konzeption von Soziologie auszuweisen sucht. Nicht endgültig aber doch überaus überzeugend wird Weber als bewusster und selbstbewusster Autor einer spezifisch verstehenden Soziologie vorgeführt. Das wird, wie Weber immer wieder propagiert hat und Johannes Weiß unterschreibt und erwartet, Diskussionen auslösen und, wie bei Weber unvermeidlich, Kontroversen. Vor diesen hat Johannes Weiß sich nie gescheut, doch es fehlt ihm aufgrund der philosophischen Schulung dabei jedes eifernde und ausschließende Vorgehen. Auch einseitige Interpretationen zu Weber selbst hat er immer zurückgewiesen. Immer bestand er darauf, dass Weber insbesondere von empirischen Studien ausgegangen ist und erst dann methodologische Studien betrieben und langsam sich kritisch in die Richtung der Soziologie als eigenständiger Disziplin bewegt hat. Auch gegenüber quantifizierenden Verfahren hatten weder Weber noch er selbst Reserven, wie Johannes Weiß in seinem wunderbaren kleinen Text »Max Weber rechnet« gezeigt hat. Und doch kommen in den folgenden Sätzen aus dieser Einleitung, die das Programm Webers umreißen, vielleicht auch die eigenen Vorstellungen von Johannes Weiß über die Soziologie zum Vorschein:

»Diese Soziologie heißt ›verstehend, weil das Explanans ihrer kausalen Erklärungen das sinnhaft motivierte und als solches verständliche soziale Handeln ist. Damit aber zielt diese Soziologie auf genau die Ebene der Selbst- und Weltorientierung von Menschen, auf der – nicht ausschließlich, aber vornehmlich – Sympathie und Antipathie, Übereinstimmung und Dissens, Freundschaft und Streit, Zuneigung und Ablehnung, Verstoßen und Verzeihen, positives und negatives Bewerten etc. ansetzen.« (2019: 46)

Wir freuen uns auf alles, was wir von Johannes Weiß noch erwarten dürfen.

Harald Homann

Literatur

- Weiß, Johannes 1975: Max Webers Grundlegung der Soziologie. Eine Einführung. München: Verl. Dokumentation.
- Weiß, Johannes 1981: Das Werk Max Webers in der marxistischen Rezeption und Kritik. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Weiß, Johannes 1998: Akteure und Agenten. Über Selbstbestimmung, Fremdbestimmung und Stellvertretung im Vereinigungsprozeß. In Johannes Weiß, Handeln und handeln lassen. Opladen: Westdeutscher Verlag, 183–203.
- Weiß, Johannes 2019: Max Weber rechnet. In Jochen Mayerl / Thomas Krause / Andreas Wahl / Marius Wuketich (Hg.), Einstellungen und Verhalten in der empirischen Sozialforschung. Analytische Konzepte, Anwendungen und Analyseverfahren. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 3–13.
- Weiß, Johannes 2020: Verstehende Soziologie und Werturteilsfreiheit (1908–1920). In Hans-Peter Müller / Steffen Sigmund (Hg.), Max Weber-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Berlin: J.B. Metzler Verlag; Springer, 281–288.

Zum 100. Geburtstag von Dieter Claessens

Am 2. August 2021 ist Dieter Claessens' hundertster Geburtstag, er starb am 30. März 1997. In seinen Vorlesungen in den 1960er Jahren an der Freien Universität Berlin und in Münster entfaltete er mit spürbarem Vergnügen ungewöhnliche Begriffe, die uns damals irritierten und mehr amüsierten, als dass wir sie verstanden hätten.

Inzwischen gehören »Distanzierungstechniken« wie das »Körperausschaltungsprinzip« der Maschinen und die »Insulation gegen selektive Pressure« der Natur zum soziologischen Vokabular. Claessens' zunächst etwas rätselhafte These der »Unfähigkeit des Menschen, sich *unmittelbar motiviert* in großen Populationen zu organisieren«, meint »die Notwendigkeit von Organisation der Arbeit und des Krieges bei wachsender Größe der Bevölkerung« (Claessens, Claessens 1973: 27) – früher mit massenhaftem Körpereinsatz, heute mittels körperausschaltender Automatik und Elektronik. Junge Männer – inzwischen auch Frauen – haben zwar immer wieder Lust auf Kämpfe und körperliche Arbeit, aber ihr ungebändigter »Antriebsüberschuss« muss gesellschaftlich »institutionalisiert« werden, um sie als Arbeiter oder Soldaten zu befähigen. Um die Körper zu schonen und zugleich Gefühle als unberechenbare Motive auszuschalten, sind ja Arbeit und Krieg maschinisiert, automatisiert und digitalisiert worden. – Nur im Sport und Spiel, etwa beim Fußball, werden unberechenbare Antriebe, schonungsloser Körpereinsatz und Ballgefühl verlangt und kultiviert nach der Fairness-Regel »Möglichst hohe Spannung bei gut geregelter Spannungsausgleich« (ebd.: 146).¹

Diese Begriffe gehören zum Kategoriengerüst der »Soziologischen Anthropologie«, die Claessens begründet und in seinen Büchern immer wieder neu verhandelt hat: Ausführlich in »Instinkt Psyche Geltung« (1967), in »Das Konkrete und das Abstrakte« (1980), und im Jahr vor seinem Tod noch einmal gedrängt und aktualisiert unter dem Titel »Das Problem des Ursprungs der alten Institutionen« (1996). Mit der soziologischen Anthropologie hat Dieter Claessens der »intellektuell wie politisch fatalen Tradition die Grundlage entzogen, sozialwissenschaftliches Denken durch den Rückgriff auf Anthropologie oder Biologie zu neutralisieren«, so Wolf Lepenies in seinem Nachruf 1997. Seins- und Wesensphilosophien haben seither in der Soziologie ausgespielt, und die Biologen nehmen die Evolution inzwischen mit der Gen-Schere selbst in die Hand, um zum Beispiel radio- und toxische

¹ Die Chinesen versuchen den Ball mit Sensoren zu programmieren, aber so werden sie nie Weltmeister.

Mutationen zu erkennen, die in der Fallout-Zone von Tschernobyl und bei Kindern der Besiedler brasilianischer und westafrikanischer Müllkolonien schon beobachtet werden.

Claessens entdeckte die Theorie der »Insulation gegen selektive Pression. Die Verhütung des Rückfalls in Spezialisierung« (1967: 93) in Hugh Millers »Progress and Decline. The Group in Evolution« (1964) als soziologische Alternative zur damals vorherrschenden Mutationstheorie. Mit »Insulation als Nischentechnik und Produktivkraft zur Menschwerdung« schaffen Menschen sich ihren »sozialen Uterus« selbst (1980: 60 f.) und sind nicht mehr davon abhängig, in der Natur zu überleben. »Der Gruppengenosse wird Mäzen des Gruppengenossen« (1980: 64).

Das »Körperausschaltungsprinzip« (Claessens 1980: 62 ff.) als Befreiung vom Zwang zur »Körpereinschaltung« fand Claessens in Paul Alsbergs Buch »Das Menschheitsrätsel« von 1922 und gab es 1975 neu heraus mit dem Titel »Der Ausbruch aus dem Gefängnis – Zu den Entstehungsbedingungen des Menschen«. Dazu gehört elementar die Befreiung von der Gewalt natürlicher Auslese und von Schwäche als Todesurteil.

An den Weltentzauberungsbegriffen der Gegenwart wie Klimawandel, Digitalisierung und Pandemie zeigt sich die nachwirkende Haltbarkeit des Theoriekonzepts von Dieter Claessens. Die Natur-Distanzierungstechniken der Insulation und Körperausschaltung haben sich, zugleich unterbrochen und forciert von Naturgewalten, Kriegen und Krankheiten, als humane Zivilisationsgrundlagen der Moderne weltweit durchgesetzt und sind überall populär. Alle wollen komfortabel leben, mit Technik statt schwerer Arbeit, auf Knopfdruck und mit Automaten, mit Fernbedienung und Internet, mit Smartphones und Apps – ohne Störungen von außen und ohne Zurück auf Handbetrieb und körperliche Arbeit.

Das heißt aber, dass das globalisierte »Insulationsprinzip« sich umkehrt, also nicht mehr Insel, sondern Ozean der industriellen Zivilisation ist. Weil Erderwärmung und Klimawandel nicht mehr als Natur »draußen bleiben« und distanziert werden können, sondern überall neue Binnenklimata schaffen, erscheinen sie zwar wie Natur,² aber als menschengemachtes Außenklima insulieren sie jetzt Naturschutzgebiete.

Ähnlich ist es mit dem Körperausschaltungsprinzip: Entwickelt wurde es als Emanzipation von den leibhaftigen Gefahren der Natur, des Krieges

2 Zum Beispiel als Weinbauklima in Nordeuropa, Dürre und Frost auf dem spanischen Hochplateau, als tauender Permafrost und steigende Meeresspiegel.

und der Arbeit, und es wird gefeiert als Prinzip der technischen, militärischen, sozialen und medizinischen Fortschritte der Menschheit. Jetzt in der Pandemie erhebt es sich als gebieterisches Abstandssignal zwischen den emanzipierten Körpern frei beweglicher, gesunder Menschen. Die Verbote sind notwendig, aber ihre Befolgung und Verinnerlichung schaltet die Wünsche nach Nähe und Berührungen nicht aus, sondern verstärkt sie. Im Bedürfnis der Körpereinschaltung nehmen viele die Risiken der Ansteckung und damit der totalen Körperausschaltung am Beatmungsgerät in Kauf.

Immerhin geht es um die Atem- und Bewegungsfreiheit aller,³ die im Klimawandel und in der Pandemie nicht mehr selbstverständlich sind: Ohne Maske überall hinzufahren, ist rücksichtslos und lebensgefährlich. Körperausschaltung auf der Intensivstation und Insulation auf Wellness-Inseln sind Endstationen, nicht Fortschritte im Prozess der Zivilisation. Atem- und Bewegungsfreiheit nicht nur zu fordern, wie die Kritiker der Pandemie-Politik, sondern für alle wieder herzustellen, bedarf organisatorischer Kreativität, gegenseitiger Hilfe auch zwischen einander Fremden und starker emotionaler Motive. Es ist das Gegenprogramm zum »weiter wie vorher«.

Claessens' Frage nach dem »emotional-evolutionären Endzustand des Menschen angesichts der von ihm selbst geschaffenen abstrakten Situationen« (1980: 60 ff.) klingt heute wie eine pessimistische Zeitgeist-Frage: Bleibt aus dem Bedürfnis »kognitiver Konsonanz« nur »Ethnozentrismus zugunsten einer zusammengehörigen Population der Motivationsrahmen über eine Ewigkeit hin«? Claessens war überzeugt, dass die Menschen »ohne direkte emotionale Fundierung des Abstrakten und Indirekten« in neuen Welt-situationen »emotional heimorientiert« bleiben und nur distanziertes Auswärts-Interesse haben. Nicht das Virus, aber seine Wirkungen, nicht der Klimawandel, aber seine Wetterextreme sind inzwischen »konkret-sinnlich naheliegend«. Weltweite Kontrolle der Pandemie und vorausschauende Klima-Migrationspolitik ohne Rückhalt am Gewohnten sind ja Versuche, »das Abstrakte mit Hilfe des Konkreten zu meistern« und neue Atem- und Bewegungsfreiheit zu schaffen (ebd.: 92). Wenn die Erde sich weiter erhitzt, »wollen bis 2050 alle Inder weg«, prophezeit der aus Indien stammende Migrationsforscher Parag Khanna, und zwar nach Nordeuropa, Russland und Kanada, weil dort noch »ganzjährige Ansiedlung« möglich sei (Khanna 2021: 246).

Das »künstliche, luxurierende Innenklima« komfortabler Zivilisationen lässt sich nicht »insulieren« gegen Zuwanderung und Klimawandel. Klima-Migrationen und dramatisch veränderte Arbeits- und Besitzverhältnisse

3 Ohne die, so Hannah Arendt, die anderen Freiheiten nur die Hälfte wert sind.

müssen die Erderwärmung bremsen, weil kühlende Auswege und »Druckventile« wie Kolonien und Nachkriegszeiten nicht mehr offenstehen. Claessens' Alters- und Schicksalsgenosse Joseph Beuys sprach von der Ausdehnung der Kunst in Wärme und Zeit. Heute läuft die Erderwärmung der Zeit voran, auch in der schmalen Temperaturspanne zwischen +40° und -25° Celsius, wie Claessens nach seinen Erfahrungen im Panzer und im sibirischen Gefangenenlager gelegentlich bemerkte. Krieg und Gefangenschaft hatten ihm neun Jahre der Jugend geraubt und seine Gesundheit dauerhaft beschädigt.

Die bei ihm studierten und mit ihm arbeiteten, haben Dieter Claessens bewundert und geliebt, wie er dennoch Lebenslust, Freundschaft, Zartheit und Humor verkörperte. Er überraschte gerne mit Lektüre-Entdeckungen weitab vom soziologischen Kanon. Als zum Beispiel in den 1960er Jahren *Stress* zum Mode- und Ausredewort für alles wurde, empfahl er das Buch »The Stress of Life« (1956) des kanadischen Endokrinologen Hans Selye, der zwischen *Distress* und *Eustress* unterscheidet. Gegen gedankenlose jugendliche Reden über Selbstmord zitierte er aus »Bewußtsein als Verhängnis« von Alfred Seidel, der sich 1924 mit 29 Jahren umgebracht hatte.⁴ Und Claessens hat Norbert Elias in die deutsche Soziologie wieder eingebürgert. 1964 mussten wir alle in seinem Seminar in Münster die zweibändige, noch unaufgeschnittene Erstausgabe »Über den Prozess der Zivilisation« kaufen, die 1939 in Basel erschienen war und die Claessens dort direkt bestellen konnte. Zur Verwandlung von Gewalt in Recht empfahl er auch »Der Desperado« des Kriminologen Hans von Hentig: Auf der Hauptstraße eines Westernstädtchens liegt nach einer Schießerei ein Toter. Sein Colt raucht noch und alle sind gespannt, wie der Sheriff den Fall löst. Der findet bei dem Erschossenen 30 Dollar und verurteilt ihn wegen unerlaubten Schießens zu 30 Dollar Geldstrafe. Claessens wusste, wovon er sprach. Er war Panzeroffizier im Krieg gewesen, kannte es, die Taschen toter Kameraden zu durchsuchen, und wusste von Selbstmorden. Jene neun Jahre waren wirklicher *Stress*; die Universität dagegen – zumindest bis in die 1980er Jahre – ein wunderbarer Ort des *Eustress*. Das alles gehörte zu Claessens' »Freude an soziologischem Denken« (1993) und machte seine Haltung aus, auch in Konflikten.

Im Sommer 1967, zur Hochzeit der Studentenproteste, sollte auch das Soziologische Institut der FU besetzt werden. Claessens übernachtete dort und empfing die Studenten am Morgen als kritischer Bundesgenosse ihrer

4 1926 aus dem Nachlass herausgegeben von Hans Prinzhorn.

Anliegen. Später, 1974 bis 1978 als Rektor der Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik, der heutigen Alice-Salomon-Hochschule, unterstützte er das allgemeinpolitische Mandat der Hochschulen und der Studierenden. Er nahm alle Disziplinierungsdrohungen »auf seine Kappe« und handelte sich offizielle Rügen des Senators ein. Als jedoch die Politpropaganda der radikalen K-Gruppen überhandnahm, genehmigte er ihnen keine Hochschulräume mehr. Diese schrieben daraufhin *Weg mit dem Raumverbot* an die Wände. Claessens setzte, spätabends unbemerkt, überall ein T davor: *Weg mit dem TRaumverbot*.

Konflikte dieser Art waren für ihn Sache der Empathie, gegenseitiger Hilfe und »kommunikativer Distanzierung vom Unterwerfungsanspruch der Gesellschaft« (1967: 194). Dieter Claessens hat als Mensch und Soziologe sozusagen den postinsularen Idealtyp humaner Orientierung in großen Gesellschaften verkörpert, jenseits der *points of return* zur alten Natur und diesseits ihrer neuen anthropogenen Kippunkte.

Hermann Pfützte

Literatur

- Claessens, Dieter 1962: Familie und Wertsystem. Berlin: Duncker & Humblot.
- Claessens, Dieter 1966: Angst, Furcht und gesellschaftlicher Druck. Aufsätze. Dortmund: Ruhfus Verlag
- Claessens, Dieter 1967: Instinkt Psyche Geltung. Köln, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Claessens, Dieter 1980: Das Konkrete und das Abstrakte. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Claessens, Dieter 1993: Freude an soziologischem Denken: Die Entdeckung zweier Wirklichkeiten. Aufsätze 1957–1987. Berlin: Duncker & Humblot.
- Claessens, Dieter 1996: Das Problem des Ursprungs der alten Institutionen. Ethik und Sozialwissenschaften. Streitforum für Erwägungskultur, 7. Jg., Heft 2/3, 361–368.
- Claessens, Dieter / Claessens, Karin 1973: Kapitalismus als Kultur. Düsseldorf, Köln: Diederichs.
- Claessens, Dieter / Klönne, Arno / Tschoepe, Armin 1965 ff.: Sozialkunde der Bundesrepublik Deutschland. Düsseldorf, Köln: Diederichs.
- Claessens, Dieter / Tyradellis, Daniel 1997: Konkrete Soziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Khanna, Parag 2021, Move. Das Zeitalter der Migration. Berlin: Rowohlt Verlag.

- Miller, Hugh 1964: *Progress and Decline: The Group in Evolution*. London: Pergamon Press.
- Schaller, Biruta / Pfütze, Hermann / Wolff, Reinhart (Hg.) 1981: *Schau unter jeden Stein. Merkwürdiges aus Kultur und Gesellschaft. Dieter Claessens zum 60. Geburtstag*. Frankfurt am Main, Basel: Stroemfeld.
- Selye, Hans 1956: *The stress of life*. New York: McGraw-Hill.

In memoriam Günter Endruweit (24. Juli 1939 – 22. Februar 2021)

Die Soziologie verliert mit ihm einen bedeutenden und weit über sein Fach hinaus wirkenden Wissenschaftler. Er hat die wissenschaftstheoretisch fundierte empirische Sozialwissenschaft maßgeblich beeinflusst: unter anderem durch die thematische Breite seiner Monographien zu verschiedenen Teildisziplinen der Soziologie, durch seine vielseitigen Herausgebertätigkeiten und seine systematischen Beiträge zum Verständnis soziologischen Denkens auch für Fachfremde. Mit seinen ungewöhnlich breit gefächerten Arbeitsschwerpunkten war es ein Anliegen von Günter Endruweit, sozialwissenschaftliche Theorien in Verbindung mit der Praxis sozialen Handelns wirksam werden zu lassen.

Günter Endruweit gehörte zu einer Generation der letzten Kinder Ostpreußens und ist ein Opfer des Nationalsozialismus. Er wurde am 24. Juli 1939 in Tilsit geboren. Nach der Flucht der Familie wuchs er in Marne in Holstein auf. Mit Schleswig-Holstein und der Ostsee blieb er bis zuletzt eng verbunden. Das Fluchterleben, die entbehrungsreiche Nachkriegszeit und das Aufwachsen in der Wirtschaftswunderzeit haben ihn und sein Interesse an Fragen der Entwicklung und dem Wandel von Gesellschaften geprägt.

Nach dem Abitur hat er als Kadett auf dem Marine-Schulschiff »Gorch Fock« gedient; Disziplin und die Nähe zum Meer haben ihm viel bedeutet. Die damalige Offenheit der Universitäten, die erlaubte, verschiedene Studien und wissenschaftliche Pfade zu erproben, hat seine wissenschaftliche Laufbahn beeinflusst. In Saarbrücken, Tübingen, Kiel und an der Freien Universität Berlin hat er Soziologie sowie auch Jura und Volkswirtschaftslehre studiert. Aus dieser für das heutige universitäre Ausbildungssystem ungewöhnlichen Breite seines Studiums ist die thematische Vielfalt der Arbeiten von Günter Endruweit erwachsen.

Seine akademische Karriere begann er zunächst als Assistent am Institut für empirische Sozialforschung und am Soziologischen Institut der Universität des Saarlandes in Saarbrücken, wo er das zweite juristische Staatsexamen ablegte und zum Dr. jur. promovierte. 1972/73 war Günter Endruweit an der İstanbul Üniversitesi und der Northwestern University in den USA tätig. Dort hat er die so unterschiedlichen wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Eigenheiten eines Entwicklungslandes und einer Industrienation erfahren. Fragen zu damit verbundenen Problemen haben seine Forschung seitdem immer wieder angeregt.

Mit seiner Habilitationsschrift 1977 zum Einfluss der Eliten auf die Entwicklung entschied er sich für das Fach Soziologie. Er erhielt einen Ruf als Assistenzprofessor für Soziologie an der Universität des Saarlandes. In der schwierigen Zeit der Studentenunruhen wurde er zum Mitglied des Senates und zum Vizepräsidenten der Universität gewählt. Seine damaligen Kollegen berichten auch heute noch von seiner sachlichen, lösungsorientierten und ausgleichenden Mitwirkung im Senat.

1979 erhielt Günter Endruweit einen Ruf an die Technische Universität Berlin und lehrte 1979 und 1980 an der Ruhr-Universität Bochum. 1980 führte ihn ein Ruf an die Universität Stuttgart, wo er das dortige Institut für Soziologie leitete und seine entwicklungssoziologischen und praxisbezogenen Forschungsinteressen in Bezug auf Organisation, Verwaltung, und Technik ausweiten und weiterführen konnte. Die Nähe zu der Universität Hohenheim inspirierte seine Arbeiten zur Agrarsoziologie. 1991 erhielt er einen Ruf an die Universität Kiel nach Schleswig-Holstein und damit in die Region, mit der er sich durch seine frühe Sozialisation (nach der Flucht aus Tilsit) besonders verbunden fühlte. In Kiel wirkte er unter anderem als Dekan der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät; er forschte und lehrte dort bis zu seiner Emeritierung im Jahr 2004.

Die wissenschaftlichen Interessen und Arbeitsgebiete von Günter Endruweit umfassen die Allgemeine Soziologie und die angewandten Soziologien. Daraus entstanden seine Forschungsarbeiten mit ihrer besonderen inhaltlichen und methodischen Breite und Vielfalt. Seine Arbeitsschwerpunkte reichten von Beiträgen zur Allgemeinen Soziologie und Forschungsmethodik bis hin zur Entwicklungs-, Gemeinde-, Industrie-, Organisations-, Technik- und Agrarsoziologie. Zu seinen speziellen Forschungsthemen gehörten unter anderem die Funktion von Eliten und Minderheiten für die Entwicklung in der Dritten Welt; soziale und kulturelle Probleme von Gastarbeitern (Integration oder Rückkehr); organisationssoziologische Fragen zu Gebiets- und Kommunalreformen; Verwaltungsstruktur, Arbeitsablauf und Arbeitsbeziehungen in Behörden und Unternehmen; Probleme staatlicher und privater Planung. Eine Übersicht zu seinen Arbeiten lässt sich in den fünf Bänden (1997 bis 2005), die Günter Endruweit zu den verschiedenen Großthemen der Soziologie übersichtlich zusammengestellt hat, im Einzelnen verfolgen. In diesen Bänden sind allerdings die nicht publizierten Forschungsarbeiten nicht enthalten, wie zum Beispiel die (in Zusammenarbeit

mit mir) entstandene Dokumentenanalyse verschiedener Entwicklungshilfeprojekte des Bundesministeriums für Entwicklungszusammenarbeit. Wir haben gezeigt, dass die kulturellen und sozialpsychologischen Besonderheiten, wie Werthaltungen und Einstellungen der betroffenen Bevölkerung, und weniger (also nicht alleine) die Höhe der Finanzhilfen den Erfolg der Entwicklungshilfeprogramme beeinflussen.

Seine empirischen sozialwissenschaftlichen Arbeiten gingen von wissenschaftstheoretischen Überlegungen aus, um weiterführende Zusammenhänge zwischen Theorie, Forschungspraxis und sozialen Entwicklungen zu analysieren und kritisch zu diskutieren. Dass soziologische Forschung nicht nur als fachspezifisches Insiderwissen kommuniziert werden sollte, war für ihn ein wichtiges Anliegen. Dies wird in seinen Arbeiten deutlich, die sich durch systematische, empirisch fundierte und gut verständliche Aussagen auszeichnen. Damit hat er früh ein aktuelles Ziel der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vorweggenommen, im Sinne einer »Public Sociology« eine nicht nur fachspezifische Leserschaft zu erreichen. Dieses Ziel hat er in seinen zahlreichen informationsstarken und klar formulierten Beiträgen zu verschiedenen Themen der Soziologie verfolgt. Um soziologisches Denken einer breiten Leserschaft verständlich zu vermitteln, hat er verschiedene Wörterbücher herausgegeben. Das »Wörterbuch der Soziologie« (1989; mit einer erweiterten zweiten Auflage 2004, bei denen ich Mitherausgeberin bin) hat nach Übersetzung ins Vietnamesische zum Aufbau der Soziologie in Vietnam beigetragen. Zahlreiche weitere Übersetzungen von Endruweits Publikationen belegen deren internationale Anerkennung und Resonanz.

Nach seiner Emeritierung hat sich Günter Endruweit mit Themen befasst, die in seiner eigenen Biographie eine bedeutende Rolle spielen. Seine Fluchterfahrung hat ihn motiviert, sich mit dem Nationalsozialismus und Hitler zu befassen. Ohne mit der Fachliteratur zu konkurrieren, hat er über Adolf Hitler, den Aufstieg der NSDAP und den 2. Weltkrieg eine leicht lesbare, gut recherchierte und annotierte »Romanbiografie« geschrieben (2015).

Mit seiner neuen Heimat fühlte er sich tief verbunden. Dies hat er in seiner kulturhistorischen detaillierten Dokumentation von Spuren der Landesgeschichte von Schleswig-Holstein zum Ausdruck gebracht. In dem 2010 veröffentlichten Band mit faktenreichen, anschaulichen Beschreibungen und umfangreichem farbigem Bildmaterial findet der an Kulturgeschichte Interessierte einen originellen und anregenden Wegweiser zu schleswig-holsteinischen Geschichtsquellen, der zudem einen wertvollen Einblick in die europäische Kultur- und Sozialgeschichte öffnet.

Günter Endruweit war nicht nur ein erfolgreicher Wissenschaftler, ein Vermittler zwischen Universität und Praxis und ein engagierter Hochschullehrer. Er war auch ein Wissenschaftler, der den Dialog mit der Öffentlichkeit suchte und dabei auf überladene Fachsprache gerne verzichtete. Dies gelang ihm auf unterhaltsame Weise auch mit hintergründigem Humor. Auf der ihm zu Ehren organisierten Abschiedsfeier durch die Universität Kiel wurde dies durch seinen Vortrag mit geistreicher Kritik am gegenwärtigen Wissenschaftsbetrieb wieder deutlich.

Mit dem Gedenken an Günter Endruweit verbinden wir Dankbarkeit und Wertschätzung für sein Schaffen.

Gisela Trommsdorff

In memoriam Götz Raimund Rohwer (28. März 1947 – 16. März 2021)

Der Sozialwissenschaftler, Statistiker und Methodenexperte Götz Raimund Rohwer ist am 16. März 2021 zu Hause an seinem Schreibtisch – mitten in der wissenschaftlichen Arbeit – zusammengebrochen und verstorben. Götz Rohwer war nicht nur ein großartiger Mensch, sondern auch ein international hoch angesehener Wissenschaftler, ein bei Studenten und Doktoranden beliebter Hochschullehrer, ein gefragter Ratgeber für Kollegen bei komplizierten statistisch-methodischen Fachfragen, ein begehrter Vortragender auf vielen Methoden-Workshops und Summer Schools in ganz Europa, und ein exzellenter, empirisch forschender Soziologe mit (wissenschafts-)theoretischem Tiefgang. Für mich war er ein Wissenschaftler *par excellence* – kompetent, theorieorientiert, stringent, genau, klar denkend, den Dingen auf den Grund gehend – und er war einer der allerbesten Statistiker – ohne selbst je an einer Universität Statistik studiert zu haben. Er hat sich vielmehr seine Statistik- und Methodenkenntnisse autodidaktisch über viele Jahre angeeignet. Dabei ist er nicht nur jeweils den formalen mathematischen Grundlagen statistischer Verfahren genau auf den Grund gegangen, sondern er hat auch darauf aufbauend, die Grenzen und Vorzüge der statistischen Verfahren präzise herausgearbeitet, die Verfahren in effiziente Computerprogramme umgesetzt und fortgeschrittene empirische Anwendungen vorgenommen. Seine solide wissenschaftliche Arbeitsweise bescherte ihm ein immenses methodisch-statistisches Spezialwissen, das die Basis seiner herausragenden wissenschaftlichen Publikationen und Kreativität war. Seine umfassenden Kenntnisse in der Programmierung von Software erlaubten es Götz Rohwer auch fortgeschrittene Computerprogramme zum Datenmanagement für den PC zu erstellen und dann anderen Wissenschaftlern zur freien Verfügung zu stellen. Diese Programme wurden zum Beispiel am DIW beim sozioökonomischen Panel (SOEP) und am IAB für die Beschäftigtenstichprobe eingesetzt. Einen international großen Namen hat sich Götz Rohwer dann mit der Entwicklung des (ebenfalls frei verfügbaren) Softwarepakets für statistische Analysen »Transition Data Analysis (TDA)« gemacht, das er später zusammen mit Ulrich Pötter kontinuierlich weiterentwickelt hat. TDA¹ ist auch heute jedem empirischen Sozialwissenschaftler nachdrücklich zu empfehlen – und kann mit den kostenpflichtigen Statistikpaketen mithalten.

1 <http://www.stat.ruhr-uni-bochum.de/tman.html>

Auf der Grundlage seines Expertenwissens ist Götz Rohwer in den Sozialwissenschaften international zunehmend bekannt geworden und seine Veröffentlichungen haben einen außergewöhnlich großen Einfluss erzielt. Die fachlichen Diskussionen mit Götz Rohwer waren nicht nur für mich immer erhellend, sein Rat wurde von vielen empirisch forschenden Ökonomen und Sozialwissenschaftlern hochgeschätzt.

Ich habe Götz Rohwer im Jahre 1990 in Florenz persönlich kennengelernt. Mein damaliger Kollege Klaus Eder rief mich an einem Abend an und fragte mich, ob ich nicht bei ihm vorbeikommen wollte, da zwei Bekannte aus Hamburg, Wolfgang Bonß und Götz Rohwer, zu Besuch wären und Götz Rohwer an Themen arbeite, die mich interessieren dürften. Götz Rohwer und ich sind uns an diesem Abend inhaltlich schnell einig geworden und es gelang mir kurz darauf, ihn an das *European University Institute*, EUI, in Florenz zu holen. Er kam mit einem Kastenwagen vollgepackt mit neuesten Computern, Plattenlaufwerken, Bandmaschinen, Druckern, großen Bildschirmen und anderem Zubehör in Florenz an. Er residierte am Institut in einer kleinen Klosterzelle, die von unten bis oben vollgestopft war mit den allerbesten Computern und modernster Computerausstattung. Sein Raum war immer völlig verraucht und Götz Rohwer arbeitete Tag und Nacht an seinen wissenschaftlichen Themen. Ihm hat das internationale Ambiente am EUI gutgetan, der Austausch mit jungen, wissbegierigen, exzellenten Doktoranden und Professoren aus den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften Europas – und natürlich das italienische Lebensflair. In dieser Zeit haben wir begonnen, an unserem Buch »Techniques of Event History Modeling: New Approaches to Causal Analysis« zu arbeiten. Als ich im Herbst 1992 einen Ruf auf den Lehrstuhl für Statistik und Methoden der empirischen Sozialforschung an der Universität Bremen angenommen hatte, habe ich mich sehr gefreut, dass mir Götz Rohwer als wissenschaftlicher Assistent gefolgt ist. In Bremen haben wir dann unser *Event History*-Buch rasch fertiggestellt. Ich möchte nicht verhehlen, dass wir in Florenz und Bremen viele harte Diskussionen hatten, was wir wie in unser Buch aufnehmen sollten. Diese Diskussionen waren aber für beide Seiten ungemein produktiv und haben jeden von uns und das gemeinsame Buch deutlich nach vorne gebracht. In Bremen wurde Götz Rohwer dann im Jahre 1995 mit einer Arbeit zum Thema »Kontingente Lebensverläufe – soziologische und statistische Aspekte ihrer Beschreibung und Erklärung« im Fach Soziologie habilitiert. Diese Schrift wurde – wie viele seiner exzellenten Arbeiten – leider nicht

veröffentlicht. Götz Rohwer war einer der produktivsten Wissenschaftler, die ich jemals getroffen habe: fast jede Woche ein wissenschaftliches Papier – und darunter viele Perlen mit innovativen Ideen. Man kann nur hoffen, dass dieser Nachlass noch von jemandem gesichtet und zur Veröffentlichung gebracht wird. Götz Rohwer war im Grunde ein eher (zu) bescheidener, zurückhaltender Mensch – eine Eigenschaft, die der heutige Wissenschaftsbetrieb nicht honoriert. Nach seiner Habilitation hat Götz Rohwer rasch ein Angebot von Karl Ulrich Mayer bekommen, auf eine C3-Stelle an das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung nach Berlin zu gehen. Der Aufenthalt am MPIfB war von kurzer Dauer (1996/97), weil Götz Rohwer im Jahre 1997 einen Ruf auf den Lehrstuhl für das Fach sozialwissenschaftliche Methodenlehre und Statistik an der Universität Bochum bekommen und angenommen hat. Die Zeit als Lehrstuhlinhaber in Bochum hat er umfassend genutzt, um mit seinem wissenschaftlichen Assistenten Ulrich Pötter TDA weiter voranzutreiben, verschiedene sehr gute statistische Lehrbücher und viel beachtete wissenschaftliche Fachartikel zu veröffentlichen und die Grundlagen der Panel- und Ereignisanalyse zu verbessern. Im Jahre 2012 wurde er in Bochum pensioniert. Da ich seit 2008 das Nationale Bildungspanel (NEPS) an der Universität Bamberg leitete, versuchte ich, Götz Rohwer als Gastwissenschaftler für die methodisch-statistischen Fragen des NEPS zu gewinnen. Er hat in den folgenden Jahren in Bamberg nicht nur unseren wissenschaftlichen Nachwuchs (ca. 100 Doktoranden und Postdocs) durch viele Workshops zu Längsschnittexperten fortgebildet, sondern sich als Berater auch mit den methodischen Spezialproblemen des NEPS umfassend beschäftigt. Im Wintersemester 2012 gelang es mir, Götz Rohwer nach seiner Pensionierung als Vertretungsprofessor an die Universität Bamberg zu holen. Er beriet und unterstützte das NEPS noch viele weitere Jahre. Nach seiner Pensionierung hatte sich Götz Rohwer schließlich in Travemünde ein Boot gekauft, an dem er dann mit großer Begeisterung herumbastelte und auf der Ostsee schipperte.

Das akademische Leben von Götz Rohwer verlief nicht immer so geradlinig wie in der Phase, die ich gerade beschrieben habe. Seine akademische Laufbahn wurde insbesondere durch den Zeitgeist der 68er-Generation geprägt – und dann in ihrem Fortgang auch abrupt behindert. Er selbst hat wenig über seine Vergangenheit gesprochen. Auch politische Diskussionen waren seine Sache nicht. Die Details seines Lebenslaufs habe ich erst nach seinem Tode von seiner langjährigen Partnerin und Ehefrau, der Schauspielerin Karin Rohwer-Nennemann, erfahren.

Götz Rohwer wurde im März 1947 in Neumünster als Sohn von Gabriele Carry Rohwer und dem Komponisten, Musikpädagogen und Musikwissenschaftlers Jens Jürgen Rohwer geboren. Er lernte zu Hause Cello und war musikalisch, hatte sich aber schon früh auch für technisch-praktische Dinge (zum Beispiel die Reparatur von Autos) sowie für Mathematik und Philosophie interessiert. Nach dem Abitur 1966 am Johanneum zu Lübeck begann Götz Rohwer dann an der Universität Münster Mathematik und Philosophie zu studieren. Nach drei Semestern in Münster folgte er dem damals gerade habilitierten Münsteraner Philosophen Friedrich Kambartel, der einen Lehrstuhl an der neu gegründeten Reformuniversität in Konstanz erhielt. Kambartel hat zu den Themen Sprachphilosophie, konstruktive Wissenschaftstheorie, Mathematik, Theorie der exakten Wissenschaften, Logik und die Philosophie des Geistes gearbeitet – und Götz Rohwer mit seinen Forschungen und Ideen nachhaltig in seinem Denken beeinflusst. Bereits im Jahr 1969 hatte Götz Rohwer mit knapp 22 Jahren an der Universität Konstanz sein Magisterstudium mit der Note »sehr gut« abgeschlossen. Danach promovierte er 1970 in Konstanz bei Friedrich Kambartel und Jürgen Habermas (als Zweitgutachter) mit einer Doktorarbeit zum Thema »Auf dem Wege zu einem dialektisch-materialistischen Selbstverständnis« mit der Note *summa cum laude*. Von 1970 bis 1971 hat er als wissenschaftlicher Assistent am Philosophie-Lehrstuhl von Kambartel gearbeitet. 1971 wechselte er für zwei Jahre nach Heidelberg, wo er ein Forschungsstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft erhielt. Von Heidelberg ging Götz Rohwer dann an die Reformuniversität Osnabrück, wo er von 1974 bis 1978 als Akademischer Rat Lehrveranstaltungen in den Methoden der Sozialwissenschaften anbot. In seiner Heidelberger und Osnabrücker Zeit verstärkte sich sein politisches Engagement. Er trat dem Kommunistischen Bund Westdeutschland (KBW) bei und kandidierte für diese Partei 1976 bei den Kommunalwahlen in Niedersachsen. Im Rückblick war er beim KBW in bester Gesellschaft. So waren zum Beispiel Reinhard Bütikofer, Winfried Kretschmann oder Krista Sager und viele andere heute bekannte Politiker und Wissenschaftler damals auch beim KBW. Dann der Schock: 1978 wurde sein Vertrag plötzlich wegen des Radikalenerlasses nicht verlängert. Viele Kollegen an der Universität Osnabrück haben sich damals mit Götz Rohwer solidarisiert und der Rektor der Universität wollte ihn sogar noch auf Probe weiterbeschäftigen. Aber Kultusminister Werner Remmers blieb hart, so dass Götz Rohwer die Universität Osnabrück verlassen musste. Götz Rohwers Vater Jens Jürgen Rohwer schrieb in dieser Zeit:

»Tatsächlich hat unser Staat, insbesondere seit 1967 (APO), allen aufkommenden Bestrebungen zu gesellschafts- und wirtschaftspolitischen Veränderungen sein hartes NEIN entgegengesetzt, hat alles links von der SPD sich regende sozialistische und antikapitalistische Denken als staatsfeindlich, ja, als grundgesetzwidrig abgestempelt und damit einer Jahr für Jahr wachsenden Masse teilweise hochbegabter junger Menschen, die sich politisch zu engagieren strebten, solches Engagement praktisch zunichte gemacht, verteufelt, verbaut, diskussionslos verboten.«
(Leserbrief in Die Zeit, Nr. 40, 30. September 1977)

Derart aus seiner akademischen Bahn geworfen, hat sich Götz Rohwer von 1979 bis 1981 mit selbstständigen Tätigkeiten im Bereich der System- und Anwenderprogrammierung über Wasser gehalten. Von 1982 bis 1983 hatte er dann bei Christof Helberger, Professor für empirische Ökonomie an der TU Berlin, eine Mitarbeiterstelle im »Teilprojekt Einkommensverteilung« und danach an der TU Berlin in verschiedenen empirischen Projekten bei dem Ökonomen Gernot Weißhuhn mitgearbeitet. Von 1984 bis 1990 war Götz Rohwer schließlich in verschiedenen Projekten und in der Geschäftsführung (zusammen mit Wolfgang Bonß) am unabhängigen Hamburger Institut für Sozialforschung (HIS) tätig, das von Jan Philipp Reemtsma 1984 gegründet worden war. Damit schließt sich der Kreis, unsere Wege kreuzten sich danach in Florenz.

Mit Götz Rohwer haben die Sozialwissenschaften nicht nur einen besonderen Menschen, sondern auch einen genialen Wissenschaftler mit großem, internationalem Renommee verloren.

Hans-Peter Blossfeld

Habilitationen

Dr. Andreas Damelang hat sich am 1. Dezember 2020 an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg mit Schriften zur empirischen Arbeitsmarkt- und Migrationssoziologie kumulativ habilitiert. Die *venia legendi* lautet Soziologie.

Dr. Tobias Röhl hat sich am 24. Februar 2021 an der Universität Siegen habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Verteilte Zurechenbarkeit. Normative Arbeit im Störungsmanagement des Öffentlichen Verkehrs«. Die *venia legendi* lautet Soziologie.

Dr. Stefan Dreßke hat sich am 3. März 2021 an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Empfindliche Arrangements. Kopfschmerzen zwischen Alltag und Pathologie«. Die *venia legendi* lautet Soziologie.

Call for Papers¹

Conspiracy Theories and Leftwing Populism

Conference in Tübingen from March 10 to 12, 2022

The first international conference of the ERC-funded project »Populism and Conspiracy Theory« (PACT) will take place from 10 to 12 March 2022. We are confident that restrictions caused by the pandemic will be over by then and that we will be able to meet in Tübingen, Germany. The conference will focus on »Conspiracy Theories and Leftwing Populism«. Keynote speakers will be Clare Birchall (King's College London), Kirk Hawkins (Brigham Young University) and Oliver Marchart (University of Vienna).

The strong connection between populism and conspiracy theory has frequently been stressed in recent years. Many populist leaders employ conspiracist rhetoric and followers of populist parties and movements are often more susceptible to believe in conspiracy theories than others. However, the relationship between the two has not yet been comprehensively explored. The few studies (for example, by Paul Taggart or Mark Fenster) that attempt a general theorization of the connection consider conspiracy theories a secondary feature or a non-necessary element of populism. Conspiracy theories, they suggest, occur in many but not in all populist movements. Other scholars (for example, Ruth Wodak or Karin Priester) have argued that there is a special affinity between right-wing populism and conspiracy theory.

The significance of conspiracy theories for leftwing populism, however, remains especially understudied. Do conspiracy theories really occur less frequently in leftwing populist movements, and, if this is the case, why? Or is this a false impression caused by the focus on rightwing variants in the

1 *Anm. der Redaktion:* Bitte prüfen Sie, ob sich Veranstaltungstermine oder Deadlines aufgrund der coronabedingten Regelungen geändert haben.

recent scholarship on populism? Does its Marxist heritage »immunize« leftwing populism against conspiracy theories? Or is leftwing populism at least in some variants a conspiracist deviation of nuanced social analysis in that it tends to blame people instead of structures? What is the content of conspiracy theories found in leftwing populism, what plots and groups of conspirators do they focus on? How and in what contexts are such conspiracy theories articulated by populist leaders? What are the parallels to and differences from conspiracy theories in rightwing populism? Does the tendency to conspiracy theorizing maybe cut across the left/right distinction?

The conference seeks to address these and related questions. We are interested in theoretical considerations of the relationship between leftwing populism and conspiracy theory (or a lack thereof), as well as contemporary and historical case studies.

Please send your paper title, abstract (max. 200 words) and a short biographical note (max. 70 words) as one PDF file to pact@es.uni-tuebingen.de by **15 July 2021**. Successful applicants will be notified by 31 July 2021. PACT will cover the travel and accommodation costs of all speakers. There will be no registration fee.

Contact: pact@es.uni-tuebingen.de

Die Europäische Union und ihre Grenzen

Tagung der Sektion Europasozio­logie am Zentrum für Migrations- und Integrationsstudien (MiGS) der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd am 12. und 13. November 2021

Wie die historisch-vergleichende Sozialforschung gezeigt hat, sind Aufbau und Kontrolle von Grenzen nach Außen und Abbau und Differenzierung von Grenzen nach Innen ein zentrales Element von Herrschaftsbildungsprozessen. Das ist beim europäischen Projekt nicht anders. Binnenmarkt und Personenfreizügigkeit zählen zu seinen Pfeilern, während die jeweiligen Außengrenzen immer stärker hervortreten, ungeachtet der Tatsache, dass die künftigen Grenzen der EU weiterhin unbestimmt sind.

Während die Grenz- und Asylpolitik der Europäischen Union und ihrer Mitgliedsländer von Beginn umstritten waren, stellen sich vermehrt auch kritische Fragen hinsichtlich des Binnenmarktes und der Arbeitnehmer-Freizügigkeit. Eine erste betrifft die Vereinbarkeit von Wohlfahrtsstaat und Inklusion der Binnenmigrantinnen und -migranten in das jeweilige nationale Sozialsystem. Ab wann haben EU-Binnenmigrierende Anspruch auf welche Sozialleistungen? Die Antwort auf diese Frage gewinnt ihre besondere Brisanz durch die großen und überaus hartnäckigen Entwicklungsunterschiede im europäischen Wirtschafts- und Sozialraum. Während die Finanzierung von Sozialleistungen weiterhin national ist, wird der Zugang zu Sozialleistungen zunehmend durch EU-Recht bestimmt. Die Kritik an den »fremden Richtern« (des Europäischen Gerichtshofs) war denn auch ein wichtiges Motiv in der Brexit-Debatte.

Hier schließt sich eine weitere Frage an: wie verbreitet sind national inklusive im Gegensatz zu transnational europäischen Solidaritätsvorstellungen? Die Befunde hierzu sind widersprüchlich. Während ein beträchtlicher Anteil der europäischen Bürgerinnen und Bürger in Umfragen die Idee der nationenübergreifenden Solidarität befürwortet und sich ein beeindruckender Umfang grenzüberschreitender zivilgesellschaftlicher Akteure wie zum Beispiel *Pulse of Europe* herausgebildet hat, sind Gegenbewegungen nicht zu übersehen. In der Coronakrise wurden nicht nur Grenzen hochgezogen, auch vom »Impfnationalismus« wird zunehmend gewarnt.

Spaltungstendenzen zwischen den »Kosmopoliten« und jenen, die sich zurückgelassen fühlen, werden auch in einer anderen Hinsicht sichtbar. Die innereuropäische Freizügigkeit wird höchst ungleichmäßig genutzt. Es sind die armen Mitgliedsländer, deren Bevölkerungen die höchsten Mobilitätsraten aufweisen. Diejenigen, die von ihren Sozialmerkmalen gewöhnlich nicht in die Gruppe der Kosmopoliten gezählt werden, sind die mobilsten. Zudem übersteigt die Zahl der Drittstaatsangehörigen, die in der EU migrieren, weiterhin die der EU-Binnenmigranten.

Der Titel der Tagung ist bewusst mehrdeutig gewählt: Es geht um die Beseitigung von Mobilitätsbarrieren im Binnenmarkt und deren Folgen für das Zusammenwachsen Europas, aber auch um die Außengrenzen der europäischen Staatengemeinschaft und um die Grenzen der Europäischen Integration im übertragenen Sinn. Wir laden zu Beiträgen ein, die sich beispielhaft mit folgenden Fragen beschäftigen:

- Gibt es die europäische Bürgerin, den europäischen Bürger? Wie wirkmächtig sind die in Umfragen zum Ausdruck gebrachten Solidaritätsbekundungen?
- Wer sind die transnational mobilen EU-Bürgerinnen und -Bürger? Was sind ihre Alltagsroutinen, ihre Lebensrealität und ihre Zukunftsentwürfe?
- In welchem Verhältnis steht die Krise des europäischen Grenzregimes zur europäischen Zentrumsbildung?
- Untergraben die Binnenmarktfreiheiten (bzw. ihre extensive Interpretation) die national verankerten Arbeitnehmerrechte? Wenn ja, welche Vorschläge für eine bessere Balance gibt es?
- Die Europäische Kommission bemüht sich, die Binnenmigration zu fördern: Ist der bindungslose *homo oeconomicus* die Utopie des europäischen Binnenmarktprogramms?

Bitte senden Sie Ihre Vortragsvorschläge von ca. 500 Wörtern bis **31. Juli 2021** an

Prof. Dr. Stefan Immerfall

E-Mail: stefan.immerfall@ph-gmuend.de und

Prof. Dr. Helmar Schöne

E-Mail: helmar.schoene@ph-gmuend.de

Aufgaben historischer Soziologie

Gründungstagung des Arbeitskreises Historische Soziologie in der Sektion Kultursoziologie vom 7. bis 9. März 2022, Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF), Bielefeld

Beim Blick auf die gegenwärtige Lage historischer Soziologie im deutschsprachigen Raum bietet sich ein widersprüchliches Bild. Einerseits wird die Relevanz historischer Zugänge und Perspektiven für die Soziologie regelmäßig betont; andererseits nimmt historisch-soziologische Forschung immer noch eine Randstellung im Fach ein. Viele der maßgeblichen Entwicklungen finden im englischsprachigen Raum statt und haben hierzulande nur bedingt Fuß fassen können. Auch ist eine vergleichbare institutionelle Verankerung, zum Beispiel durch eigene Fachvereinigungen und Zeitschriften, in der deutschen Soziologie weitestgehend ausgeblieben. Insgesamt scheint es so, als

habe sich die hiesige Soziologielandschaft bis heute nicht vom »Geschichtsverlust« (Volker Kruse) erholen können, den sie in der Nachkriegszeit erlitten hat.

Die Gründung eines Arbeitskreises Historische Soziologie innerhalb der DGS-Sektion Kultursoziologie reagiert auf diese widersprüchliche Lage. Der Arbeitskreis soll einen Ort für historisch arbeitende Soziolog*innen schaffen, an dem sie sich fachlich austauschen und vernetzen können. Darüber hinaus wirbt er für die Notwendigkeit historischer Zugänge und Perspektiven in der Disziplin. Ziel der Gründungstagung ist es, Soziolog*innen zusammenzubringen, die über Probleme und Arbeitsweisen historischer Soziologie diskutieren und mögliche Aufgaben ihrer Forschung erörtern möchten. Damit soll der schwierigen Situation, in der sich historisch-soziologische Forschung im deutschsprachigen Raum immer noch befindet, konstruktiv begegnet werden.

Angesichts einer in mehrfacher Hinsicht zerklüfteten Forschungslandschaft mag eine umfassende Bestandsaufnahme historischer Soziologie als wünschenswert erscheinen. Wir möchten jedoch auf eine Kartographierung des Felds ausgehend von einer Zentralperspektive, d.h. einem Paradigma oder einer Meistererzählung, verzichten. Stattdessen sollen Aufgaben historischer Soziologie von der Praxis her erschlossen und unterschiedliche Zugänge miteinander ins Gespräch gebracht werden. Es werden Beiträge erbeten, die entweder grundsätzliche Probleme und Aufgaben historischer Soziologie anhand empirischer Forschung diskutieren oder umgekehrt konkrete Arbeits- und Herangehensweisen im Licht theoretischer Fragestellungen reflektieren. Hierbei lassen sich auch die fachspezifischen und interdisziplinären Herausforderungen erörtern, auf die historisch-soziologische Forschung heute stößt.

Diese werden nicht zuletzt vor dem Hintergrund der anhaltenden Konjunktur der Global- und Imperien Geschichte relevant. Deren Perspektiven und Erkenntnisse regen dazu an, Grundannahmen der soziologischen Gesellschaftstheorie und angrenzender Bereiche kritisch zu prüfen. Aber auch durch die umwelt- und technikgeschichtliche Forschung der letzten Jahre ist die Soziologie verstärkt dazu aufgefordert, verbreitete Konzepte und Heuristiken zu überdenken (zum Beispiel bezüglich Handlungsträgerschaft oder der Natur-Kultur-Unterscheidung). Ferner wurden in den vergangenen Jahren verschiedentlich Arbeiten vorgelegt, die im Zeichen einer *deep history* oder *big history* den zeitlichen Horizont historischer Forschung maximal zu weiten versuchen. Für die Soziologie bieten diese und andere Forschungstrends

vielfältige Anregungen, die es aufzugreifen und im Dialog mit der Geschichtswissenschaft zu nutzen gilt. Die Gründungstagung möchte dafür ein Anfang sein.

Die Tagung wird von Lars Gertenbach, Simon Hecke, Matthias Leanza, Daniela Russ und Julia Schubert organisiert. Beitragsvorschläge (max. 300 Wörter) senden Sie bitte zusammen mit einem CV im pdf-Format bis zum **30. September 2021** an: historische.sozioologie@gmail.com. Rückfragen können Sie gerne richten an:

Dr. Matthias Leanza

E-Mail: matthias.leanza@unibas.ch

Tagungen

Rechtsextremismus als Herausforderung für die Soziologie

Workshop des Arbeitskreises Sociology of the far right, 30. September 2021, 10 bis 16 Uhr, *online*

In dem Workshop werden sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit den (fehlenden) Kenntnissen zur Entwicklung des Rechtsextremismus in Deutschland auseinandersetzen und über die Rolle diskutieren, welche die Soziologie dabei einnehmen könnte. Damit stehen die Gefährdungen der Gesellschaft ebenso im Fokus der Veranstaltung wie die Herausforderungen, die sich daraus für das Fach ergeben. Denn obwohl Rechtsextremismus die Frage nach sozialer Ordnung und gesellschaftlichen Verträgen akut aufwirft, spiegelt die Soziologie den gesellschaftlichen Umgang mit ihm bislang eher wider als seine gesellschaftliche Hervorbringung und (fehlende) Aufarbeitung zu reflektieren. Dies macht sich vor allem auf den Ebenen der soziologischen Begriffskonzeptionen und Theorien, der methodologischen Reflexionen und des tatsächlichen Wissens (etwa zum Rechtsterrorismus), der curricularen, akademischen und beruflichen Infrastruktur sowie schließlich beim Verhältnis bemerkbar, das die Soziologie zum NS(U) (nicht) einnimmt.

Mit diesen Strängen will sich der Arbeitskreis Sociology of the far right befassen, zu dessen Gründung der Workshop beitragen soll. Die Veranstaltung stellt somit einen ersten Schritt der Öffnung des beim 40. DGS-Kongress 2020 über eine Ad hoc-Gruppe gestarteten AKs für und in eine größere Fachöffentlichkeit dar. Sie steht interessierten Kolleg*innen (nicht ausschließlich!) der Soziologie nach Anmeldung offen und soll vor allem eine weitere konzeptionelle, methodologische, theoretische sowie strukturelle Bestandsaufnahme ermöglichen.

Diskutieren wollen wir gemeinsam auf der Grundlage von Keynotes, wie sie unter anderem Oliver Decker, Wilhelm Heitmeyer, Michaela Köttig, Jens

Rydgren und Johanna Sigl zum Workshop beitragen werden. Wir laden Interessierte herzlich dazu ein.

Programm- und Anmeldeinformationen sowie auch weitere Angaben zur Gruppierung finden sich auf der Seite des AKs im Portal des Fachinformationsdienstes Soziologie (Sociohub). Für die Ad hoc-Gruppe und deren Gründer*innen: Niklas Herrberg (Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf), Matthias Quent (Institut für Demokratie und Zivilgesellschaft Jena), Alexandra Schauer (Ludwig-Maximilians-Universität München) und Daniela Schiek (Universität Hamburg), an die Sie Ihre Fragen senden können:

E-Mail: daniela.schiek@uni-hamburg.de

Public(s) in Global Politics

Annual conference of the Working Group Sociology in International Relations of the German Political Science Association (DVPW) in cooperation with the Section Political Sociology of the German Sociological Association (DGS), November 11 and 12, 2021, *online*

Publics are crucial to global politics. They shape our idea of how political decisions are to be made and disputed. Publics are the social spaces in which various actors compete over attention and support for their political agendas and in which political decisions on inter- and transnational issues are demanded, justified, contested and debated. These spaces depend on publicness – the availability of knowledge about political issues and the way they are communicated to those that are governed – and often feature appeals to global public interests in the sense of interests shared by humanity as a whole.

In International Relations as well as in Sociology, there is diverse and rich research on the relation between publics and global politics. The internet and social media are described as having brought about a structural transformation of the public sphere that is as revolutionary and momentous as the invention of the printing press, transforming the ways in which transnational and global publics and politics are constituted and shaped. Against the background of this radical transformation of the public sphere, we want to take stock of the debates about the relation between (the) public(s) and global politics. What is the role of the public(s) in global politics? Which publics matter in global politics? How do inequalities shape access to these new

publics? And, more generally speaking: How has the relation between (the) public(s) and global politics changed?

We propose to structure the debate along three pairs of concepts/counter-concepts that inform implicitly or explicitly much of the research on publics:

- *analogue/digital*: The emergence of public spheres was undergirded by analogue infrastructures such as debate clubs and newspapers whereas the current transformation of publics is largely driven by digital infrastructures. How (much) do digital infrastructures supersede the previous infrastructures and what are the implications for global politics? How does e.g. the practice of diplomacy change in a digitalized public sphere?
- *transparent/secretive*: Publicness is not a given. It depends on processes through which actors make political issues known to broader audiences. But there are also political reasons to be secretive – that is, to conceal knowledge – for instance, because of security concerns or data protection concerns. Shaping the availability of knowledge is moreover an exercise in securing or undermining political power. How has the current transformation affected how political issues are made known and what is politically expected to be made transparent or to be kept secret?
- *private/public*: This differentiation underpins not only the notion of a public sphere but also the notion of public interests. We witness a rising relevance of (global) actors that are defined as private in terms of global governance and international law, but that are closely linked to public interests. How do prevalent understandings of *private* and *public* change? How can these changes be conceptualized and what are the implications for global politics?

The conference is organized by Ulrich Franke (University of Erfurt), Janne Mende (Max Planck Institute for Comparative Law and International Law), Thomas Müller (Bielefeld University) and Jasmin Siri (University of Erfurt/LMU Munich). For more information please write to aksib@dvpw.de.

Arno Bammé

Über die Aktualität frühmoderner Soziologen

Durch den Vergleich von Theorieansätzen frühmoderner Soziologen zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit den Theorieansätzen spätmoderner Fachvertreter gegen Ende des Jahrhunderts lassen sich überdauernde Kontinuitäten und gravierende Brüche im Entstehungsgeschehen und weiteren Entwicklungsverlauf der soziologischen Fachgeschichte zeigen. Es stellt sich heraus, dass Vieles von dem, was die frühen Soziologen dachten und schrieben, nach wie vor von überaus aktueller Bedeutung ist, zumal in Krisenzeiten wie der weltumspannenden Corona-Pandemie. Am Beispiel Rudolf Goldscheids versuche ich, den konflikthaften Entwicklungsprozess der Soziologie an ausgewählten Themenfeldern exemplarisch nachzuzeichnen, um zu verdeutlichen, dass es auch heute noch Sinn macht, sich verloren gegangene Erkenntnisse frühmoderner Soziologen ins Bewusstsein zurückzurufen, nicht um über sie, sondern mit ihnen zu arbeiten.

Comparing the approaches of early-modern sociologists at the beginning of the 20th century with those of the late-modern sociologists at the end of the century will show outlasting continuities and serious ruptures in the process of formation and further development of their science. Reading their thoughts and findings again points out, that they are still of current interest, just in times of Corona. Discussing the case of Rudolf Goldscheid I try to note down the conflicting genesis of sociology in several topics for making clear, that it is still useful to remember the pushed aside findings of early-modern sociologists – not to work on them but to do it with them.

Bianca Prietl, Ursula Rami

Soziologie auf Distanz studieren

Dieser Beitrag handelt davon, wie Studierende des Bachelor Soziologie an einer österreichischen Universität das sogenannten Distance Learning im Frühjahr und Sommer 2020 erlebten. Die empirische Basis für diese Ausführungen bilden 27 qualitative leitfadengestützte Interviews. Obwohl ein Großteil der Beforschten der Fernlehre einige Vorzüge abgewinnen konnte, wünschten sich viele eine Rückkehr zum Präsenzstudium. Dies wurde in erster Linie damit begründet, dass in der Distanzlehre »das ganze Soziale fehle« bzw. allgemeiner, dass beim Umstieg auf Distance Learning doch sehr viel »verloren gehe«. Die vorliegende, explorative Analyse geht diesen Verlusterzählungen nach und fragt, inwiefern »das Digitale« nicht als gleichwertiger Ersatz für face-to-face Austausch erlebt wird. Vor diesem Hintergrund werden Lehren für zukünftige Digitalisierungsstrategien der (soziologischen) Hochschullehre abgeleitet.

This paper asks how students experienced the so-called distance learning in spring and summer 2020. This exploratory analysis is based on 27 qualitative interviews with students of the Bachelor of Sociology at an Austrian university. Although a large part of the interviewees saw some advantages in distance learning, many wished to return to face-to-face forms of teaching and learning. The main reason given for this was that distance learning lacks the social aspects or, more generally, that a lot is 'lost' when switching to distance learning. The paper investigates these narratives of loss and asks why the digital is not experienced as equivalent to face-to-face exchange. Against this background, lessons for future digitalization strategies of (sociological) university teaching are derived.

Jo Reichertz

Die coronabedingte Krise der qualitativen Sozialforschung

Der Artikel entwickelt und begründet die These, dass die empirische Sozialforschung durch die Corona-Pandemie in eine tiefgreifende und nachhaltige Krise gerät. Dies deshalb die Qualität der Ergebnisse der Sozialforschung weniger gut ist, weil die Methoden der Datenerhebung nicht mehr den Fragestellungen entsprechend angewendet werden können, weil die Arbeit der Forschungsteams aufgrund der Digitalisierung der Kommunikationsprozesse nicht mehr so effektiv ist, weil wissenschaftliche Karrieren durch die Pandemie nachhaltig und negativ beeinflusst werden und weil die Erforschung der Lebensbereiche von Älteren, nicht so Gesunden, nicht so Wohlhabenden und nicht so Gebildeten auf absehbare Zeit nicht mehr angemessen durchgeführt werden kann. Nach der Pandemie wird die sich jetzt schon abzeichnende neue Praxis der Sozialforschung stark von digitalen und online-gestützten Methoden der Datenerhebung, Datenauswertung und der Projektorganisation und damit auch der Personalführung geprägt sein. Ein solcher Wandel wird jedoch die Qualität der qualitativen Sozialforschung beeinträchtigen.

The article develops and justifies the thesis that empirical social research is facing a profound and lasting crisis due to the Corona pandemic. That therefore the quality of the results of social research is less good, because the methods of data collection can no longer be carried out according to the questions, because the work of research teams is no longer as effective due to the digitalization of communication processes, because scientific careers at all levels of qualification are permanently and negatively affected by the pandemic, and because research into the life-worlds of the elderly, the not-so-healthy, the not-so-affluent and the not-so-educated can no longer be adequately carried out in the foreseeable future. After the pandemic, the new practice of social research that is already emerging will be strongly characterized by digital and online-based methods of data collection, data analysis and project organization, and thus also personnel management. However, such a change will affect the quality of qualitative social research negatively.

Bitte berücksichtigen Sie folgende Hinweise zur Textgestaltung:

Verwenden Sie *Fußnoten* nur für inhaltliche Kommentare, nicht für bibliographische Angaben. Geben Sie *Literaturhinweise im Text* durch Nennung des Autorennamens, des Erscheinungsjahres und ggf. der Seitenzahl in Klammern. Zum Beispiel (König 1962: 17).

Bei *bis zu drei Autor:innen* geben Sie alle Namen an und trennen durch Komata; bei *mehr als drei Autor:innen* ergänzen Sie den ersten Namen um »et al.«. Kennzeichnen Sie *mehrere Titel pro Autor:in* und Erscheinungsjahr durch Hinzufügung von a, b, c ... (König 1962a, 1962b).

Mehrere, aufeinander folgende Literaturhinweise werden durch Semikolon getrennt (König 1962: 64; Berger, Luckmann 1974: 137)

In der *Literaturliste am Schluss des Manuskriptes* führen Sie alle zitierten Titel alphabetisch nach Autorennamen und je Autor:in nach Erscheinungsjahr (aufsteigend) geordnet auf, bei mehreren Autor:innen alle namentlich durch Schrägstrich getrennt nennen. Geben Sie Verlagsort und Verlag an.

Bücher: Luhmann, Niklas 1984: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Zeitschriftenbeiträge: Müller-Benedict, Volker 2003: Modellierung in der Soziologie – heutige Fragestellungen und Perspektiven. SOZIOLOGIE, 32. Jg., Heft 1, 21–36.

Beiträge aus Sammelbänden: Lutz, Helma 2003: Leben in der Twilightzone. In Jutta Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen: Leske + Budrich, 254–266.

Internetquellen: Stark, Philip B. / Freishtat, Richard 2014: An Evaluation of Course Evaluations. ScienceOpen Research, doi: 10.14293/S2199-1006.1.SOREDU.AOFRQA.v1.

oder Steffen, Wiebke 2003: Polizeilich registrierte Gewalttaten junger Menschen: Grund zu Furcht und Sorge? Sozialwissenschaften und Berufspraxis, 26. Jg., Heft 2, 135–148. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-38044>. Letzter Aufruf am 27. April 2021.

Im Literaturverwaltungsprogramm *Citavi* können Sie unseren *Zitationsstil »Soziologie – Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie«* nutzen. Fügen Sie Ihrem Manuskript bitte eine *deutsche* und eine *englische Zusammenfassung von maximal je 15 Zeilen*, sowie *Name, Titel* und *Korrespondenzadresse* bei. Schicken Sie Ihren Text bitte als .docx, .rtf oder .odt per E-Mail an die Redaktion der Soziologie: soz-red@sozio.uni-leipzig.de

Für *Berichte aus den Sektionen* beachten Sie bitte, dass der Text 7.500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) nicht überschreiten sollte.



Dieter Dohmen / Klaus Hurrelmann (Hrsg.)

Generation Corona?

Wie Jugendliche durch die Pandemie benachteiligt werden
2021, 302 Seiten, broschiert, € 24,95, ISBN 978-3-7799-6546-6

Besteht tatsächlich die Gefahr, dass die Covid-19-Pandemie eine Generation von Heranwachsenden zur Folge hat, die in vielerlei Hinsicht „abgehängt“ ist – eine „Generation Corona“ eben? Und welche Kinder und Jugendliche sind besonders gefährdet? Dieser Sammelband greift diese Fragen auf. Die Herausgeber haben 15 Beiträge zusammengetragen, die Licht ins Dunkel bringen.



Nicolai Busch / Heidi Süß (Hrsg.)

Rap. Politisch. Rechts?

Ästhetische Konservatismen im Deutschrapp

HipHop Studies

2021, 237 Seiten, broschiert, € 29,95, ISBN 978-3-7799-6365-3

Mittels des Arbeitsbegriffs Ästhetische Konservatismen nimmt der Band eine Verhältnisbestimmung zwischen Deutschrapp und dem, was Gesellschaft als ›konservativ‹, ›rechts‹ oder ›neurechts‹ verhandelt, vor.



Gregor J. Betz / Saša Bosančić (Hrsg.)

Apokalyptische Zeiten

Endzeit- und Katastrophewissen gesellschaftlicher Zukünfte

2021, 195 Seiten, broschiert, € 29,95, ISBN 978-3-7799-6203-8

Gegenwärtige Diskurse, wie die über Klimawandel oder über Corona, sind von apokalyptischen Narrativen geprägt. Der Band zeichnet diese, ihre Genese, Konstruktionsprinzipien, Stilmittel und Wirkungen, anhand von Fallanalysen nach.



**VERLÄSSLICHE STICHPROBEN
EINFACHE PROZESSE**

**Mehr als
500 akademische Institutionen
vertrauen bei ihren
Online-Befragungen
auf respondi**

respondi

**Erfahren Sie mehr:
www.respondi.com/academics**

